



Abonnements nehmen außer des Expeditions in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des Deutschen Reiches entgegen.

Angesetzt am 28. März. Der Jahrgang ist vom 1. Octo des 1895 bis dahin 1896.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen 1 L. — pro Quartal bei hiesigen Postämtern 20 pro Quartal. Preis der einzelnen Nummern 10 Pf.

Die Hexe von Weimar. In Nr. 27 beginnt ein neuer hochinteressanter und spannender historischer Roman von Julius Grafic:

Im Mitternacht.

Novel von Adele Crepac.

(Fortg.)



Die Stimme ihres Kindes weckte Teresa den düsteren Phantasien.

„Wohin gehen die großen Schiffe? Tragst es mit kindlicher Neugierde.“

„Ich weiß es nicht.“

„Und wohin geht das kleine Boot?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber Du sollst es wissen, liebe Mama, Du weißt Alles.“

Der bittende Ton dringt nicht an Teresa's; sie antwortet zerstreut, mit leiser, unsicherer Stimme mit gesenkten Blicken. Da faßt der Kleine ihre Hand: „Komm nach Hause, liebe Mama!“

„Wir haben kein Haus,“ entgegnet tontos die Junge.

„Aber ich bin müde und hungrig,“ ruft jetzt Kleine mit thranenerfüllter Stimme.

Fast unwillkürlich winkt Teresa dem herannden Tramway-Waggon; der Conductor hilft der bleichen Wunden Frau beim Einsteigen und hebt das Kind hinein. Ihren sie wieder nach der Stadt zurück. Die Glocken läuten Mittag.

Teresa begab sich mit ihrem Kinde in das Hotel sie auf ihrem Zimmer speisen. Dann beglich sie ihre Kasse, ihr kleines Gepäck zurücklassend. Ihre Gedanken besiedeln sich jetzt eingehender mit dem grauenhaften Vorhaben, das ansteht. Sollte sie nach dem Molo Santa Teresa, dem Molo Stöpmörder gehen? Dann, wenn das Meer sie zurückspülen würde sich dieselbe Scene wiederholen wie heute; doch nicht dieselbe, keine Mutter würde an ihrer Leiche jammern, keine Schwester, Niemand! Und dann kame der schwarze Tod und sie würden Beide ungekannt und ungenannt verschwinden in fremde Erde. Ein unheimliches Gefühl überkam sie, sie wollte hinüber nach ihrem heimatlichen Städtchen; dachte sie eine Stelle, wo das Meer gleich am Ufer tiefer hinunter hatte sich einmal ein Fremder hineingestürzt und

hatten ihn nicht wieder zurückgegeben. Dorthin wollte sie. Und wenn ihre Leiche doch an's Land geschwemmt würde, dann würde sie vielleicht von Jemandem erkannt, und man begrub sie vielleicht unter den Sonnenblumen des Friedhofs neben den früh dahingeschiedenen Eltern. Und sie dachte an Beide, an ihren Vater und an ihre Mutter, so weit die Erinnerung ihrer Kindheit reichte, und eine weiche Stimmung überkam ihr Herz. Ja, sie wollte hinüber nach Capo d'Ischia, aber erst Abends, wenn der Dampfer zurückkehrte.

Dazu war aber noch Zeit. Sie schlenderte mit ihrem kleinen Knaben über den Corso, zuweilen an den Auslagen, wie er es begehrte, stehen bleibend. Sie that willentlich was er wünschte. Sie führte ihn auch zu dem Confectiere, als er sie darum bat. Da kost nun das Kind und ach mit jenem Wohlbehagen, wie nur Gourmands und Kinder essen.

„Nicht ein Wässchen Liquore gefällig, Signora?“ fragte die Aufwärterin.

Teresa sah zusammen, als ob man sie auf einem Verbrechen ertappt hätte, und das Verbrechen war ja noch nicht begangen, und war es vollbracht, so war es auch gesühnt durch den Tod!

„Vielleicht,“ entgegnete sie zerstreut: „Ja, geben Sie mir eines.“

„Von dem Anisetto?“

„Nein — ja — es ist ganz gleich.“

Die junge Frau hatte ein Gefühl, als ob sie betrunken wäre noch ehe sie von dem geistigen Getränke genippt hatte. Es giebt auch Gedanken, die eine betäubende Wirkung haben. Sie mußte hinaus aus dieser schwülen Atmosphäre, hinaus in die freie Luft!

An der Wand eines Hauses lehnte ein armes altes Mütterchen und siehe um Almosen. Teresa beschenkte sie. „O Gott bezahl's Euch,“ rief die alte Frau, „und die heilige Madonna! und schenk' Euch Gesundheit und langes Le-

Langes Leben! das Wort klang wie Hohn in Teresa's Ohren! Was die Eine als Gnade für sie erlesete, das warf sie hin wie eine verbrauchte Gabe!

VII.

Teresa war mit ihrem Kinde bei dämmerndem Abend in Capo d'Ischia angekommen. Sie wurde von Niemandem erkannt. Ihr Trauerschleier schützte sie. Aber sie wollte nicht auf offener Straße warten bis die Nacht hereinbrach. Sie suchte ein kleines, obscures Weinhaus auf und begab sich in das Gastzimmer. Niemand war darin. Es war ganz still; nur das regelmäßige Ticken der Uhr war vernehmbar, aber Teresa meinte ihr Herz klopfen zu hören, so laut schlug es. Die Wirthin kam und fragte nach ihrem Begehren. Teresa bestellte Wein und fritтата, aber weder sie noch das Kind genossen etwas von der Speise. Mit zitternden Händen hielt sie den Kleinen in ihren Armen; er war müde und versiel bald in einen tiefen Schlummer. Die Wirthin kam ab und zu und blickte unwillig nach der Lampe, die für den einzigen Gast brannte. Teresa verstoh sich. „Ich werde Euch auch das Licht bezahlen,“ sagte sie, „daß bin ich schuldig!“

Die ungewöhnlich hohe Rechnung wurde beglichen, und die Wirthin wurde freundlicher; die junge Frau kam ihr so geheimnißvoll vor, daß sie ihre Neugierde nicht unterdrücken konnte und einige Fragen an Teresa richtete, welche diese aber nur ausweichend beantwortete.

Es war spät geworden. „Jetzt ist es Zeit,“ sagte Teresa zu sich selbst und stand auf; aber es kostete sie eine Anstrengung, die Füße verlagten ihr als sie ging.

Sie blickte sich zu wiederholten Malen schon um, wie Einer der zum Verbrechen schleicht. Ob ihr auch Niemand folgt? Nein! Ja doch! aber das ist doch nur ihr eigener Schatten, der im Mondenschein auf den weißen Wänden der Häuser mit ihr weiterschreitet. Und jetzt geht es eilig. Der Weg ist ihr nicht fremd. Vorüber an dem Landungsplatz, dem Zollhause, an der Schiffsverke, nur eine kleine Strecke noch, dort ist die Stelle, dort. Aber sie ist erschöpft, sie kann nur langsam vorwärts.

Jetzt ist's erreicht. Mit dem Kinde in den Armen setzt sie sich nieder auf einen Baumstamm. Sie will noch ein Gebet flammeln mit zitternden Lippen. Dann athmet sie tief auf, noch einmal trinkt sie in langen Zügen die milde, die weiche Seelust, die sie schmeichelnd umweht und ihr das niederhängende Haar aus dem Gesichte streift. Das Meer ruft. Es steigt die Fluth. In langen, breiten wogenden Tönen schlägt es stürmisch an das Gestade und sinkt wieder zurück, und wenn das Rauschen der großen Wellen erlischt, dann vernimmt man noch das leisere Zurückstießen des Wassers, das hürschende Zurückfallen der emporgeringelten kleinen Steinchen. Und immer wiederholt sich dieselbe Melodie. Wie das Kind dem Wiegensied der Mutter, so lauscht Teresa dem großen Meeresfang, der sie zum Schlummer ruft. Und jetzt tritt der Mond aus lichtgezeichneten Wolkenmassen und streut seine bleichen Strahlen über die tanzenden Wellen.

Leb wohl, du schlummernde Welt, leb' wohl! Sie steht auf und sinkt wieder zurück. Altbekannte hebliche Töne klingen an ihr Ohr, ein Fischerlied, das sie einst mit ihrem Geliebten gesungen. Die Lust trägt den Schall herüber, jedes Wort ist vernehmbar, und auch der letzte erschreckende Ton.

Vorbei ist das Lied, verlungen die Melodie. Jetzt ist es ruhig ringsum, nur das leise Flüstern der Blätter und das rauschende Wogen des Meeres hörbar. Sie erhebt sich und geht den Gestade zu, schon neigt das Wasser ihre Füße und der Schaum der steigenden Wellen spritzt ihr in's Gesicht. Da blickt sie ihrem Kinde in's unschuldig leuchtende Antlitz und plötzlich wogt ihr Lufsen stürmisch auf und nieder, ihr Auge starrt unbetwandt und glanzlos, als erblickte es eine Schreckensgestalt! Und es ist nur eine Erinnerung. Eine Erinnerung aus kurz erlebten Tagen, die sie jetzt über-

entsetzlich, grauhaft in der dämmerhaften Stille

der Nacht. Wie sie damals an dem Ufer des Tiber ein Weib gesehen, in hageres, todtblaßes Weib, das verzweiflungsvoll mit den argenti rang, die sie mit ihrem Kinde den Wellen entlassen und die ihr jetzt die schwachen Arme mit Striden banden. Aber das Kind war todt. „Misericordia!“ schrie das Weib, „armherzigkeit!“ Und ob sie ihr geworden?

Unstirlich tritt die junge Mutter zurück aus dem feuchten Sand des Ufers, aber nur langsam, denn das Entseztwieser Erinnerung lähmt ihr die Glieder. Sie steht wieder i dem Weg; aber wohin? Wo ist ein Obdach für ihr Kind? Wie ein Blitz durchzuckt sie der Gedanke: zu ihrer Schooß! Sie wird es nicht verstoßen, wenn sie die Mutter auch verliert, sie wird es erkennen an seiner Aehnlichkeit, an der silben Madonna, die sie selbst als Kind getragen.

Uweiter geht sie mühsam, zurück denselben Weg und dann d die steilen, engen Straßen. Da ist's. Das ist das H. Die Thür ist angelehnt. Sie tritt ein, hinauf über i schwankende hölzerne Treppe, rechts die Thür, da geht's die Küche.

E Leise legt sie das Kind auf den steinernen Boden. Es schreuhig. Die junge Mutter legt sorgfältig ein Jäckchen, das sich ausgezogen, unter seinen Kopf. So, „Und jetzt leb w!“ Eine heiße brennende Thräne fällt auf die dunklen Locken kleinen Schläfers, noch ein Kuß und sie wankt zur Thüreer erfaßt die Klinke, aber die Hand versagt ihr den Dienst zurück stürzt sie wieder mit einem laut ausschlagenden Schreisch kann nicht!

Wie sie sich über das Kind wirft, öffnet sich leise die Thüre. Gualietta tritt heraus, ein brennendes Licht in der Hand. Sie ist heute länger ausgeblieben, um ihre Bücher in Ordnung zu bringen. Mit erschrockener Miene späht sie in den ärmigen Raum, ob's eine Täuschung war, daß sie in einzelnen Schrei vernommen und dann ein leises Schluchzen, wie unterdrückten Thränen!

— o heilige Madonna! — da liegt eine schwarze hingebene Gestalt, die wendet ihr jetzt das Gesicht zu; — ist's ein m, ein Geistes? Sie stellt das Licht vor sich hin, besch die Augen mit der zitternden Hand, und schaut, und starrt dem bleichen, verzweiflungsvollen Antlitz mit den unheilen großen Augen, das ist —

„Teresa!“ ruft sie mit jähem Schrei
„Ich bin's!“ flüstert das junge Weib, sich auf den Knieer Schwester nähernd und ihre Füße unklammernd,
„ich's, Gualietta, Deine Schwester. Gewähr' mir ein Obdach für diese Nacht, ich kann nicht weiter, sei barmherzigschwester, um meines Kindes Willen!“

„strecke die gefalteten Hände zu ihr empor, und ihr todtnahes Antlitz blickte stehend zu ihr.

„ein Kind!“ ruft Gualietta und eine leise Nührung milden harten Ausdruck ihrer Züge, „wo ist es?“
„er,“ und die junge Mutter deutet, noch immer knieend, auf schlummernde Kind.

„wie hart hast Du's gebettet!“ sagt Gualietta und nimmt das Kind achtsam in ihre Arme, trägt es in die Stube und es auf das kleine Sopha. Dabei betrachtet sie unverwundt unschuldigen Züge des Knaben.

„schon wie“ — aber das Wort erstirbt ihr auf den Lippen.

erlos entkleiden die Weiden das Kind, das vom Schlaf ermüdete Worte lallt, und wieder in Schlummer fällt. Gualietta hat auf ihrem eigenen Bett ein Lager bereitet für die Beid dort legt sie den Kleinen hinein, richtet die Kissen zurecht breitet eine Decke über ihn. Dann kehrt sie zu ihrer Schw zurück, betrachtet sie mit fragenden Blicken: Woher? Woher? Aber kein Wort verräth ihre ahnungsvollen Gedanken.

„an kleid ich durchnäht,“ sagt sie dann, „und Deine Schuhe tre Zieh Dich aus! Du scheinst der Ruhe zu bedürfen.“
„gehört stumm. Ein leichner Frost durchschüttelt ihr bleich, und wie sie ihr Lager aufsucht, vermag sie nur mit zitter Lippen ihrer Schwester einige Dantesworte zu flammeln.

Bald senkt sich der Schlaf über die todtmüde Frau, aber unruhige Träume quälen ihr aufgeregtes Gemüth. Vor ihr liegt wieder das weite mondbeleuchtete Meer, die Wellen rollen rauschend heran, schlagen über ihrem Haupte zusammen und schleudern sie wieder an die Oberfläche. Da greift sie nach ihrem Kind — sie sucht es — sie ruft es, aber es ist verfunken. Und drüben am anderen Ufer steht ein gespensterhaftes Weib und ruft ihr höhnend zu: „Du auch — Du auch — Du hast Dein Kind gemordet — gemordet!“ Laut stöhnend wacht sie auf, schläft wieder ein, wirft sich, von bösen Träumen gequält, unruhig hin und her, wie ein vom Sturm geschaukeltes Boot auf offener See! — Auch Giulietta begiebt sich zur Ruhe. Aber sie kann nicht schlafen. Ist's das ungewohnte Lager, das sie nicht zur Ruhe kommen läßt, sind es böse Gedanken, die ihr den Schlummer verschuchen? O daß die Erinnerung an Vergangenes so stark ist, so tief verdringt mit allen Herzensfäden, daß man sie nicht lösen kann! —

Warum geht ihr das Herz nicht auf in Liebe und Nahrung? Warum ist ihr die Schwester, die einst so heiß geliebte Schwester, fremd geworden? Und süßt sie kein Mitleid mit der armen Unglücklichen, die hilflos, rettungsuchend sich in ihre Arme flüchtet? Sie quält sich, ihr Herz zu ergründen und schliefst endlich die Augen. Da ist ihr, als hörte sie die sanfte Melodie einer alten spanischen Romanze:

„Wer den Schwestern Brod verweigert,
Weigert es der heil'gen Jungfrau!“

Und aus den Wolken steigt eine hehre, lichtumflößene Gestalt, die heilige Madonna ist's, die mit leeren, begehrenden Händen vor ihr steht.

Kannst Du's ihr verweigern?

VIII.

Als Teresa erwachte, schien die Sonne hell und warm in das Zimmer und warf goldige Streifen auf den Estrich. Durch das Fenster lachte der blaue Himmel und muntere Vögel flogen zwitschernd ab und zu.

Ihr Knabe erwachte und schlang seine Arme lieblosend um ihren Hals. „O Du geliebtes Kind, nun bist Du mir zweimal gegeben!“ küßte sie leise.

Und als sie sich später mit ihrem Kleinen in das aufstoßende Zimmer begab und in dem ihr wohlbekanntem Raum umhergah, da überkam sie ein wohlthuendes Heimatsgefühl. Da gab es keine kostbaren Tapeten und Teppiche, keine vergoldeten Möbel, welche sie an den verlorenen Luxus mahnten. Da stand das großgeblümte Sopha, der alte Lehnstuhl, der Glasschrank mit den Familienschätzen, die Heiligenbilder, der köstlich mit dem zwitschernden Kanarienvogel und die Blumen am Fenster. Und auf dem Tisch gebreitet das weiß und roth carrierte Tuch, die buntbemalten Tassen und in einem Körbchen das beliebte pane grammolato, das sie als Kind so gerne gegessen. Und jetzt trat Giulietta ein mit dem Frühstückskaffee und wünschte den Beiden „Guten Morgen“, und fragte wie sie geschlafen. Dann schenkte sie den Kaffee ein. „Dunkel, liebe Teresa,“ sagte sie dabei, „und recht viel Zucker, nicht wahr, so liebt Du ihn noch?“

Und als diese nicht fuhr sie fort:

„Und Du kleiner Schatz, weiß, wie ihn die Kinder bekommen?“

„Aber auch viel Zucker,“ bat der Kleine.

„Sollst nicht zu kurz kommen — aber warte, ich bind' Dir noch ein Tüchchen um — so!“

„Ist der Kuchen gut?“ fragte der Knabe.

„Das ist kein Kuchen, aber schönes weißes Brod, das uns Allen schmeckt, da nimm. — Aber Teresa, Du ist ja nichts und schaut nur immer in Deine Schale; habe ich's nicht recht gemacht?“

Teresa bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Thräne auf Thräne rollte ihr über die Wangen. Die unverdiente Liebe der Schwester rührte ihr das Herz.

„Ih, Teresa, ih,“ mahnt Giulietta wieder, „der warme Kaffee thut Einem wohl. Schau' nur, wie's Deinem Zungen schmeckt —“

Aber Teresa, welche ihre Bewegung nicht länger beherrschen kann, steht auf, stürzt in das Schlafzimmerchen, wo sie sich schluchzend auf ihre Bett wirft. Giulietta sucht sie auf.

„Hasse Dich, liebe Teresa,“ sagt sie mild, „später wirst Du mir Alles erzählen, komm jetzt!“

Und sie faßt sie bei der Hand, aber Teresa entwindet sich sanft und sagt mit thranenerfüllter Stimme: „Du bist zu gut, Giulietta, ich verdiene es nicht!“

„Aber Kind!“ —

„Verzeih mir, Giulietta! verzeih' mir!“ flüstert die jüngere Schwester bebend.

„Siehst Du denn nicht, das ich Dir schon verziehen habe?“ Giulietta breitet ihre Arme aus und Teresa starrt weinend an ihre Brust. Sie halten sich wieder fest umschlingend, wie einst in glücklicheren Tagen, ihre Rippen finden sich wieder und flüstern zärtliche Worte, die ihnen aus tiefster Seele kommen.

„O Du geliebtes wiedergefundenes Kind, jetzt hab' ich Dich wieder!“

„O Giulietta, lehre mich so gut sein wie Du!“

Und Hand in Hand geht das Schwesterpaar zurück zu dem Frühstücksstisch, wo sich der Kleine glücklich thut. Und durch das offene Fenster dringt die warme, sonnige Luft herein mit dem Dufte der Blumen.

Die Schwestern sitzen auf dem kleinen Sopha, wo sie so manche Stunde traulich verplaudert, und Teresa erzählt von den lehtvergangenen Jahren, von allem Glanz und aller Einsamkeit und allem Weh, das sie erlitten — und mit zitternden erbleichenden Lippen bekamt sie auch ihre lehte Verirrung, ihren verzweifelten Entschluß. Dabei gleitet ihr Blick nach ihrem kleinen Knaben hinüber, der mit den Muscheln spielt, die ihm seine Tante gegeben, und zumeilen läßt das Kind auf vor Freude und bricht in einen lauten Jubelruf aus.

„Und ich habe ihn seines jungen Lebens berauben wollen,“ flüstert die junge Mutter kaum hörbar. Giulietta aber sagt tief bewegt: „Weh, liebe Teresa, noch heute in die Kirche: danke dem Himmel, daß er Dich gerettet!“

„Ja, entgegnete Teresa tief aufathmend, das will ich thun, und meine erste Arbeit, einen Kranz aus weißen Rosen, will ich dankbar der Madonna della salute weihen!“

Und dann besprachen die Beiden die Zukunft. Teresa soll bei ihrer Schwester bleiben, wieder mit dieser das Geschäft führen, und dabei kann sie, wie in feißiger Zeit, Arbeiten aus der Blumenfabrik übernehmen.

Ihr Herz empfindet ein beglückendes Bewußtsein wie nie zuvor, und jetzt erkennt auch sie, daß der Werth des Lebens nicht in Glanz und Reichthum, nicht im Genießen besteht, sondern in der Erfüllung höherer Pflichten.

Der Winter ist vorüber und wieder kehrt der Frühling in's Land, mit Sang und Duft und Sonnenschein. Die Blumen blühen, Seeschwalben bauen ihre Nester, und über dem leise aufwogenden Meeresspiegel glitzern die goldenen Strahlen.

Vor ihrem Laden sitzt Giulietta und spielt mit ihrem kleinen Messen. Wie freut sich das Kind, wie fliegt es ihr lieblosend an den Hals! Und in dem Antlitz der Tante glätten sich die leisen Falten um Stirn und Mund, hell blüht ihr Auge und sanft lächeln die Lippen, ihr Herz ist wieder genesen im Sonnenschein der Liebe!

Und da draußen am grünen Meeresufer, da wandeln zwei Menschen Hand in Hand, so selig. Auch in ihren Herzen ist es Frühling geworden nach langer Winternacht. Es ist Teresa mit Matteo, ihrem einstigen Geliebten, mit dem sie sich versöhnt und zum zweiten Male verlobt hat. Und wenn das Trauerjahr vorüber ist, dann wird sie seine Frau.

Bilder aus dem Böhmerwalde.

Von H. Hoff.

(Zwei Illustrationen.)

an der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau oder dem hundertthürigen Prag kommend, sind wir an der Bahnhofsstation angekommen, um auf dem Steigebahn unserem einseitigen Ziele, dem lieblich gelegenen Krummau, entgegen zu eilen. Es dunkelt bereits; unmerklich schweben am lichtblauen Himmel die von der schwindenden Sonne roth angehauchten Wolken dahin; Dörfer und Gehöfte, gelbe Fluren und dunkelgrüne Wälder eilen an uns vorüber und in die Dämmerung des Sommerabends hinaus walden die schmetternden Töne des Posthorns... Posthornlänge! Wer wehmüthiger Plahner an die „gute alte Zeit“! Auch hier überdrückt euch schon der monotone schalle Pfiff der schraubenden, qualmenden Locomotive und bald wird der „Postillon“ Lenau's nur noch eine schöne verklangene Sage sein!

Das verstaubte Knattern der Wagenräder rüttelt uns aus unseren Träumen empor... wir rollen über das Pflaster der Stadt. Das alte ist die alterwürdige „Wirtin der Rosenberger“, wie sie Kralber's Erster so schön benennt. Die innere Stadt wird fast ganz vom Silberbande der Moldau umschlungen. Am linken Ufer derselben erhebt sich romantisch auf heller Felsenhöhe das alte Schloß, von dessen schönem Thurm man einen prächtigen Ausblick auf Stadt und Land genießt. Das höchst malerisch gelegene Schloß mit dem Thurm ist eine Zierde der Stadt, die ihnen zu Füßen im engen Moldaubale sich ausbreitet. Unten am Fuße jenes gegen den Fluß sich abfallenden Felsens stehen ein paar ganz unscheinbare altergraue Mauern, die Ruine des sogenannten Baderbüschens. Hier soll die schöne Baderschöcher gelebt haben, in welche sich ein unehelicher Sohn Karls IV. verliebte. Die Localchronik umplündert die ganze Liebesgeschichte mit manchen romanhaften Ranken und es ist nur merkwürdig, daß kein hematistischer Dichter sich von denselben umschlingen ließ. Noch heute zeigt man das halbvermauerte Fenster im Schloße, aus welchem der unglückliche junge Mann das schöne Bürgermädchen, nachdem er es auf grausige Weise ermordet, in den nahen Schloßteich geworfen habe.

Von der inneren Stadt führt — an der verwüsterten Ruine des Baderbüschens vorbei — die „Rosenbrücke“ in die „Latron“. Dieser Stadtheil, der älteste nach dem Schloße selbst, soll in den Ritterzeiten mittelalterlichen Angebens der Schauplatz rauberthierlicher Säfte gewesen sein, daher der Name, von Latro, der Räuber. Ueber die alterthümliche Schloßtiege gelangen wir auf den „Zummelplatz“, in alten Zeiten der Turnierplatz komplizirter Ritter. Von hier führt über den tiefen Schloßgraben ein Steg, ehemals eine Zugbrücke, im rechtsseitigen Theile des Schloßgrabens befindet sich der Bärenzwinger, in welchem zwei alte Trachtengemalte aus Meister Pevens Besitztum ihr einfaches Leben verbringen. Doch wir schreiten weiter und gelangen nach wenigen Schritten auf den Schloßplatz. Rechts wendet sich gewöhnlich die Schloßmauer in der Tracht eines alten Grenadiers vor einigen christlichen Juwelen der Haubigen und Kanonen auf ab, die hohe „Bärenmühle“ auf dem ergrauten Haupt, das Geschrei auf der Schulter — eine Schwall von 1833. Noch etwas rechts ist in vergangener Zeiten zurück: plötzlich ertönt eine höchst seltsame drohlige Weise vom Thurm herab; wir bilden zu dem alten Knaben mit seinen Farben aus der Dufthosen und Schwedenspieß — er hot so manche Angel im Leibe — empor und gewöhnen den Thurmwächter, der noch allen vier Weltgegenden seine einladende Thür hinwuschmettert, einem alten Herrmann gemäß. Doch weiter auf den zweiten Schloßplatz, also der Ausgang zur Schloßmauer und zu den Gemächern der Fürsten Schwarzenberg mit ihren interessanten Kococozimmern; an diesen einen höchst alterthümlichen Grundriss moderner Hof schließt sich ein dunkler Gang, in dem rechts eine seltene Eisenkammer in's seltene geheimnißvolle Burgverließ hinabführt, das einst auch dem böhmischen König Wenzel beherbergt hat, dessen unterer Theilern unzugänglich sind und sich weit unter dem Fußsteine der Hofmauer erstrecken sollen. Ein seltener Schauer, halb in Folge des Waderufes, halb in Folge der Erregung grauer Kerkerzellen, die sich hier abgelebt haben sollen, umblüht uns so, daß wir uns fast nach freier Luft und Licht sehnen, die uns denn auch auf der sogenannten „Wandeltreppe“, einem schönen feineren Baumst., das, auf mächtigen Pfeilern ruhend, die tiefe Schlucht zwischen dem hochgelegenen Schloße und dem gegenüberliegenden Hügelzuge überbrückt, reichlich umgeben. Links das anmuthige Barockma der inneren Stadt, rechts fast bis zur Höhe in den Lübbeln Vorst, des ehemaligen Bischofs, dessen Bewohner aber bei der Lebensveränderung vom Jahre 1848 vertrieben werden mußten. Aber weiter schneit das Auge und bleibt ein dicht bewaldeten Hügelzug der Pfanderberge blicken. Uebersehen wir die Wandeltreppe vollends, so gelangen wir am neuen Schloßtheater vorbei in die große Heilstraße und den herrlichen Schloßgarten, vom der prächtigen Wälder

Es mancher Interessante ließe sich noch von dem freundlichen Schildern, das übrigens schon gegen 1000 Einwohner und mehrere Fabriken zählt, sagen; das Kloster, der Schwedenbrunnen, die Bestäuben, der ausgebaut, ist ganz derselben Siegelstempel zu Ehren des Heilbrunn der Befreiungskriege von 1813, des Fürsten Schwarzenberg, der Kreuz- (Kolonnen-) Brüg, wo sich ein altes verfallenes Goldberg-

werk befindet, dessen Stellen sich weithin erstrecken sollen, jetzt aber unzugänglich sind, obwohl sie geognostisch interessant wären. Eine Stunde von Krummau, moldanabwärts, liegt in anmuthiger Umgebung das Dörfchen Goldenbrunn mit einer von Wenzel's Doflar gegründeten hübschen katholischen Kirche; vor derselben steht eine Linde mit ganz merkwürdigen Blättern, die Mönchsopazzen ähnlich sehen sollen; die Sage erzählt, daß in den Hussitenkriegen an diesem Baume Mönche von den wilden Schaaren Litzko gehetzt worden seien. Unwiderstehlich locken die dunkelgrünen Nadelwälder der Pfanderberge und wir steigen hier den höchsten derselben, den Schöninger, von dessen Thurm man das südliche Böhmen weithin übersehen kann; an günstigen Tagen vermag man sogar die Kuppen der Dachsteingruppe und angrenzenden Alpen zu erblicken. Ihre weichen schneebedeckten Spitzen glänzen blendend wie Silberwolken in der Sonne.

Moldanauaufwärts! Stille waldbedeckte Höhenzüge begrenzen zu beiden Seiten den Fluß und treten oft ganz nahe an's Ufer heran, einen schmalen Streif für die Landstraße übrig lassend. Es sind liebliche, aber etwas monotone Wälder, die hier die Landschaft darbietet. Doch oben, blickt verlohnen ein waldbuntes Fortschreiten durch das Laub; auf dem blinkenden Rücken des Flusses gleitet langsam ein Floß dahin, dort am Uferlaube, auf der seltigen Alpen ruht ein Knabe einige Kinder, deren melancholisches Schlingelgefängnis sich mit dem leisen Klappen des Flusses vermischt.

Munter wandern wir in den thaufrischen sonnbeglänzten Morgen hinein; da erhebt sich plötzlich in der Ferne ein seltsamer runder Bau, dessen graue verwitterte Fassade die Sonnenstrahlen unglänzen; es ist der sogenannte Guntersburgen, das fürchterliche Burgverließ der alten Fürsten Rosenbergs, an den sich so manche schauerliche Sage knüpft. Noch eine halbe Stunde und wir sind im Städtchen Rosenbergs; ganz wie in Krummau führt eine Holzbrücke in die Vorstadt Latron und ein fleckenartiger Ausgang in's Schloß, das jetzt den Grafen Buquoy gehört. Nachdem wir das alte Schloß, an welches sich ein Neubau anschließt, die Küstammer mit ihren Vangern, Hornschien, Schilden, Lanzen, Schwertern und anderen Eisenwaaren zu Schau und Trug betrachtet, steigen wir wieder in die Stadt hinab, um nach gebührender Rast und Stärkung am nächsten Morgen mit frischen Kräften unsere Wanderung gegen Eiden fortsetzen zu können. Hell glüht die Morgenfonne auf Fluß und Thal und wirft blendende Reflexe auf Laub und Weg und Wasser... Häßlich gelegene Gehöfte wechseln ab mit größeren Kufelungen, träumerische Birkeln „in bleicher Silbertracht“, melancholische Weiden, erste Launen und Fichten spiegeln ihre Wipfel im munter rauschenden Fluße und wiegen ihren Blätterfchmud im leise athmenden Paude der Sommerlüfte; über die ganze anmuthige Landschaft aber wölbt sich der blaue unendliche Himmelobem.

Es dämmert bereits, als uns das öftere und zahlreichere Erscheinen von Menschen die Nähe der Stadt anzeigt. Im Westen verliert der rothglühende Feuerball der Sonne; im Osten erscheint die blasser Mondesichel und erglänzt am weiten Himmelplan die Milchstraße mit ihren Myriaden von Sternen... Und Lunter streuen die Grillen. Das Bemerkenswerthe von Hohenfurch ist das uralte Cistercienserkloster mit seiner reichen Bibliothek; im Mittelalter war das Kloster eine wahre Valluhalle, die Mönche waren die einzigen Träger der Civilisation. Viele Generationen sanken in's Grab, bevor der unvorstellliche Urwald in fruchtbares Ackerland verwandelt worden. Die Mönche waren die einzigen Vertreter der Wissenschaft und Kunst zugleich, sie waren die Lehrer des allmählig sich ansammelnden Volkes, die Urbarmacher des Bodens.

Folgen wir nun dem Laufe der Moldau, welche, nachdem sie bis Hohenfurch eine südöstliche Richtung eingehalten, parallel mit dem Höhenzuge des Böhmerwaldgebirges, der die Grenze bildet, sich nördlich wendet, aufwärts, und eine Reihe bemerkenswerther Punkte und Ortschaften besucht unserer Wanderung. So die auf dem rechten Moldauufer gelegene Ruine Wittinghausen, die den Lesern aus Adalbert's Sifters Werken bekannt sein dürfte. Eine andere sehenswerte Ruine, die aber am rechten Ufer und mehr landeinwärts liegt, ist die Ruine Weisstein, von welcher aus sich ein schöner Rundblick auf Friedberg und andere Orte darbietet. Im weiteren Verlaufe unserer Reise gelangen wir zur Geburtsstadt Adalbert's Sifters — Oberplan, woselbst der Dichter der „Studien“ als Sohn eines armen Webers geboren wurde. Sifter, ein Meister auf dem Gebiete der Naturanschuldungen, hat so manche Böhmerwaldlandschaft in seinen Werken verherrlicht; ein scharfblickender und dabei doch phantasievoller Beobachter der Natur, deren geheimniß Stilleben und verborgenes Leben er belauscht, zeichnet er in seiner bildreichen plastischen Sprache wunderbare Landschaftsgemälde; mag er die habe oder eine seltsame schwermüthige schöne Gebirgscenerie des Böhmerwaldes mit seiner Poese erklären, immer entwirft er in seinen naturgetreuen Schilderungen farben-glänzende Bilder von plastischer Anschaulichkeit. Eine Perle seiner waldhaften, poetischen, träumerisch-lebendigen Darstellungskunst ist „Der Hochwald“.

Auf einer Felswand des Wäldchenfusses erhebt sich in einfacher Pracht das Denkmal Sifters, ein einfacher Stein-Obelisk, rings

umrauscht vom tannendunklen Forst. — Der Blütenstein mit seiner Umgebung gehört zu den reizendsten Partien des Böhmerwaldgebietes. Wer aber die Schauer und träumerische Einsamkeit des düstern Urwalds näher kennen will, der siehe vom Pflauster- und St. Thomagebirge, dem Blütenstein und Dreifesselberg aufwärts zum Ur-

vorspringenden Giebeln und Steinbeschnitten Schindeldächern. Nordwärts von Wallern, das eine Fachschule für Holzschneiderei u. dgl. besitzt, liegt Winterberg, ein Hauptort der fürstlich Schwarzberg'schen Besitzungen; in der Nähe Winterbergs wären noch Koblitzbühle mit Eisenwerken zu erwähnen. Und nun gelangen wir in jene Region, wo

in früheren Zeiten ein schwungvoller Bergbau betrieben worden, was schon die verschiedenen Städte daselbst anzeigen: Unter- und Berg-Neichenstein, Silberberg, Eisenstein u. s. w. Außer Eisen wurde auch Gold gewonnen und zwar in den Wäldereien der Wolltau; nicht umsonst hieß die Handelsstraße, die hier von Bayern herauf nach Böhmen führte, „der goldene Stein“; der Import, der nach Ende des 16. Jahrhunderts 1200—1400 Saumpferde nach der StobPrachtitz führte, bestand hauptsächlich in Tuchwarren und Salz, denn des letzteren entbehrete das sonst so mineralreiche Böhmen — wie heute noch. Und nun schicke wir unsere Wanderung durch die Städte des Böhmerwalds, indem wir etwa nach das industrielle Schüttenhofen und den kleinen Markt Neuen auffuchen, den Geburtsort des zweiten Böhmerwaldbüchters, Joseph Rant. In einer Reihe von Vortragsstunden voll sinniger Anmut und spannender Handlung entrollt uns Rant ein farbenreiches Bild vom Leben und Treiben der Deutschen im Böhmerwalde, das durch die Trennung der Bewohner und deren Vereinfachung und Abgeschiedenheit vom deutschen Stammlande einen wech-müthigen Reiz erhält.



Trachten von Laus in Böhmen. Nach einer photographischen Aufnahme.

Forstkräuter, Moose, Flechten u. andere Schlinggewächse und Parasiten umranken die gebrochenen Baumriesen mit hundert Armen und kleiden sie in trügerisches Grün; über die Leichen der gefallenen Brüder aber, deren Holz im Sumpfboden dahimmorscht, erhebt sich kraftstrotzend eine neue Generation, die mitleidig über die gefallenen Kameraden ihre Zweige breitet oder die vom Sturm entwurzelten, nun im Absterben begriffenen, aber noch aufrechten Leiber mit ihren jungen Armen stützt. Und nun verlassen wir den Urwald mit seinem Moorgrund und Sumpfboden, mit seinem Maderduft und kräftigen Vorgeruch, mit seinem heimlichen Leben und Sterben, und besuchen zuerst Wallern; hier wie in vielen anderen Orten des Böhmerwaldgebirges sehen wir noch die Häuser nach Art der Bauerngehöfte in den Alpen mit offenen Gallerien,

Beschäftigung. Diese sind theils Bauern, theils Holzflößer, Waldhäusler, Tagelöhner, Handwerker und Bergwerks- oder Fabrikarbeiter. Besonders in der Heimat Rants befanden sich große Bauernhöfe mit ansehnlichem Grundbesitz, deren angestammte reiche Besitzer ein altes Waldgeschlecht, das der „künstlichen Freibauern“, sind, die in ihrer Art so recht den ächten Bauern = Conservatismus mit alten Familientraditionen repräsentiren. Zahlreiche Glasblüthen qualmen im Böhmerwalde; wichtige Industriezweige sind außerdem die Rindhöhlen- und Papierfabrikation; erstere besonders in Schüttenhofen, letztere in

Neuen wir noch einen kurzen Ueberblick über die Bewohner und deren

Gebeffert.

Criminal-Novelle von Julius Weßlau.

1841/2

VI.

Was das Wort nicht, was ich bei Weisheit finden.
Ergötze.



Uchmals zwei Monate später. Es war zu Anfang des Monats Mai. Ein heiterer Frühlingsmorgen war angebrochen und helles Strahlen begrüßte und erquickte Alles, was Leben hatte. Jubelnd schwingen die Lerche sich aufwärts zum hohen, blauen Himmel, von Dampf erfüllt gegen Gott und seine große Güte, und nicht weniger lustig sangen Nachtigall und Zitate ihre schönsten Melodien. Alles nahm Theil an der Freude des Lenzes, Lust und Jubel ertönte rings umher und:

„Alles neu macht der Mai,
Macht die Seele frisch und frei;
Lust das Haus, kommt hinaus.“

erscholl aus allen Kehlen.

„Lust das Haus, kommt hinaus!“ summte auch Leo Werner und verließ hastigen Schrittes die Stätte, an der er drei Jahre im Kerker geschmachtet und nach Freiheit geseufzt hatte. Die ihm vor mehreren Monaten vom Director der Strafanstalt angelübte Gnade war ihm zu Theil geworden. Ein Jahr der Strafe ward ihm erlassen, und mit einem günstigen Führungszugewiß versehen, verließ Leo das Zuchthaus in der Absicht, nach Berlin zu eilen, seiner Schwester Lebenswohl zu sagen und fern von der Heimat ein schöneres, besseres Leben zu beginnen.

Es war schon spät am Abend, als Leo in Berlin ankam; dennoch eilte er — nachdem er seinen äußeren Menschen in kürzester Zeit so gut als möglich in Ordnung gebracht hatte — sofort nach der Dierckenstraße und postete an diejenige Thür, hinter welcher er seine Schwester Helene vermuthete. Aber wie erschrocken er, als auf seine Frage nach Helene Werner eine rauhe Bassstimme antwortete:

„Helene Werner? Die wohnt nicht mehr hier, die wohnt wahrscheinlich schon dort oben!“ Und dabei wies der Sprecher nach der Decke.

„Nicht möglich!“ schrie Leo so laut auf, daß sein Gegenüber ganz erschreckt zurückwich. „Nicht möglich!“ wiederholte Leo und fügte mit starrem Blick hinzu: „Nehmen Sie das schreckliche Wort zurück, es lödtet mich!“ Und als Jener wie zum Trost sagte: „Bestimmt weiß ich nicht, was aus Fräulein Werner geworden ist, aber schwer krank wurde sie vor einem halben Jahre in's Krankenhaus geschickt!“ da erblickte Leo am ganzen Körper, von seinen Lippen rangen sich in abgebrochenen Silben die Worte: „Das ist mein Werk.“ und schwanzend und ohne Gruß verließ er das Gemach.

Wie ein Träumender irrte Leo durch die Strophen. Ein einziges Wort hatte ihn vernichtet, hatte alle seine Pläne und Hoffnungen zerstört. Er sah nicht rechts, nicht links. Er hörte nichts von all' dem Gemoge der Weltstadt. Der Gedanke an das eben Gehörte hatte ihn auf's Tiefste erschüttert.

„Alles aus!“ schluchzte er und schritt planlos weiter. Aber das Gelobte er sich in dieser Stunde doppelt, von jetzt ab einen geordneten, ehrenhaften Lebenswandel zu führen, selbst auf die Gefahr hin, daß er untergeben sollte im Kampf um's Dasein. Schon folgender Tages wollte er sich Gewißheit verschaffen über das Schicksal Helenens, und dann Berlin verlassen für immer.

Bevor er diesen Entschluß indeß zur Ausführung brachte, sollte noch eine Prüfung an ihn herantreten, an die er für jetzt am allerwenigsten gedacht hatte. Er war im Gange kaum einige hundert Schritte von der früheren Wohnung seiner Schwester entfernt, als er plötzlich seinen Namen in unmittelbarer Nähe rufen hörte. Anfangs achtete er nicht darauf,

als sich das Spiel aber noch einige Male wiederholte, blieb er stehen und gewahrte neben sich einen Menschen, der ihm glücklich fremd schien.

„Wohin so eilig, lieber Freund?“ wandte dieser sich an ihn. „Ich was lieber Freund!“ entgegnete Leo mürrisch. „Ich habe keinen Freund und auch keine Zeit.“ und damit schritt er unaufhaltsam weiter.

„Na nu, leid wenn so früh, alter Junge — wollte sagen Herr Baumeister,“ gab der erste Sprecher etwas piquirt zurück, indem er dem Davoneirenden nachsah, ihn am Arme festhielt und flüsternd hinzusetzte: „Sei doch kein Narr, ich weiß, Du bist getrippelt; Du wirst aber doch nicht etwa glauben, daß ich Dich verpfeifen? werde?“ Er sah, soviel das Vernehmlichst es gestattete, dem Befragten einen scharfen Blick zu.

Werner, der jetzt einen Gewissen des Zuchthauses zu Brandenburg wieder erkannte, sagte:

„Karl Ad., Du hier? Was führt Dich zu so später Stunde hierher? Ich glaubte Dich noch in Brandenburg.“

„Dummes Zeug, Brandenburg oder Berlin,“ entgegnete der Angeredete. „Ich bin da, wo etwas zu holen ist. Mirnen Knost? habe ich abgemacht. Jetzt beginnt ein neues schönes Leben, ein Leben voller Wonne. So leid's soll man mich nicht wieder lassen; ich führe einen treuen Schicksel bei mir.“

Womit holte er einen eisernen Schlagring aus der Tasche und hielt ihn gegen das Laternenlicht.

Werner, der zwar einen leichtsinnigen, leibesthegers oder bödsinnigen Charakter hatte, schauderte bei dem bloßen Gedanken an einen eisernen Ring, und unter dem Vorzeichen, große Mühe zu haben, wollte er sich entfernen.

Jener aber hielt ihn von Neuem fest und küßte ihn zu.

„Guter, Baumeisterchen, Du kannst Dich glücklich preisen, mir in die Arme gelaufen zu sein, denn Du wirst, soviel ich vermuthet, auf Reisen gehen, und dazu gehört Geld. Also —“

Leo ließ ihn nicht weiter reden; mit den Worten: „Doch nicht, ich muß fort!“ schritt er eilig weiter.

Jener aber ließ nicht nach, in Werner zu dringen. Neben ihm herstreitend fuhr er fort: „Wache Du das Geschäft, ich werde Schmieze sehen. In der französischen Straße,“ fügte er immer noch im Flüsteren hinzu, „ist ein capitäles Geschäft zu machen. Bei einem dort wohnenden Lampenfabrikanten ist was zu holen. Werthvolle Geste- und Silberarbeiten, auch klingende Münzen sind im Uebermaß vorhanden und heute um so leichter zu kapern, als der Herr des Hauses vertriebt und Gefahr nicht zu verdrücken ist. Ein Dienstmädchen jenes Hauses, eine alte Bekannte von mir, hat die Sache eingebremert und mir alle nöthigen Schlüssel übergeben. Hier sind sie.“ Damit übergab er Leo Werner einen Schlüsselbund mit dem Hinzufügen: „Du weißt, ich bin sehr heilig, und so könnte leicht ein kleiner Raub in Secae gehen, wenn ich selbst das Geschäft machte. Also will ich lieber aufpassen.“

Werner, dem plötzlich ein guter Gedanke gekommen sein mochte, erklärte sich, als er mit seinem Begleiter irgendwo in der französischen Straße angekommen war, anscheinend bereit, auf des Letzteren Vorschlag einzugehen. Er nahm die ihm dargebotenen Schlüssel in Empfang, ließ sich das betreffende Haus näher bezeichnen und entfernte sich im Dunkel der Nacht, die Worte vor sich himmelsend:

„Mit einem guten Werke will ich meine Besserung beginnen und dann ohne Aufsehen verschwinden.“

1) Entführungen.

2) Bereuthe.

3) Strafe.

Karl Mei blieb sorglos zurück und harrte des Augenblicks, wo Werner mit der Eschaur (gestohlenes Gut) wiederkehren sollte.

Leo war ohne jegliche Störung in das Haus des von Mei gewählten Opfers, ja selbst bis in das zweite Zimmer rechts vom Eingang eingedrungen, wo selbst die zurraubenden Werthsaachen sich befinden sollten.

Da auf einmal hörte er die regelmäßigen Athemzüge eines Schlafenden. Er sah sich um und gewahrte auf dem im Hintergrunde des Zimmers befindlichen Sopha eine schlafende Frauengestalt, das Gesicht der Wand zugekehrt.

„Es sei!“ höhnte er, und die Hand der Schlafenden leise berührend, flüsterte er die Worte: „Wachen Sie auf, ich bitte! Fürchten Sie nichts! Ich habe Ihnen nur zwei Worte zu sagen, dann verlasse ich Sie, um Sie nie wieder zu stören!“

Die Angeordnete machte eine leichte Bewegung mit der Hand, ohne sich indeß sonst zu regen. Erst als Leo sie nochmals sanft berührte und ihr erklärte, er sei gekommen, um sie zu warnen und vor Unheil zu bewahren, da erhob sie sich

plötzlich mit einem ängstlichen Aufschrei und viele Fragen auf einmal richtete sie an Leo.

„Täusche ich mich nicht? Deine Stimme, Leo? Du hier? Ich habe also nicht geträumt? Wie kommst Du hierher zu so ungewöhnlicher Stunde und was verlangst Du von mir?“

Schwester und Bruder standen sich fragend gegenüber, Leo sprachlos vor Schreck; er glaubte nicht anders, als daß er einer Vision gegenüber stehe. Helene wiederholte ihre letzte Frage und Leo, der sich inzwischen ermannet hatte, entgegnete nun:

„Schwester Helene, Du fragst mich, wie ich hierher komme! Dieselbe Frage möchte ich an Dich richten; doch ich habe kein Recht, Dich zu fragen, und so höre denn meine Antwort: Ich begreife Dich vollkommen, wenn Du vermutest, daß meinem Erscheinen eine unedle Absicht zu Grunde liegt.

Indeß wenn Du Dich niemals geirrt hättest, dieses Mal befändest Du Dich dennoch im Irthum. Ich kam hierher, um dieses Haus vor Urtheil zu bewahren. Die ungewöhnliche Stunde wählte ich, weil Gefahr im Verzuge war; daran aber, daß ich Dich hier finden würde, hätte ich am allerwenigsten gedacht. Da das Ungeahnte indeß dennoch geschehen ist, so ist es mir doppelt lieb, daß ich gleich heute bei meiner Ankunft in Berlin einen Menschen traf, den ich in Zukunft nie wieder sehen möchte.“ Leo meinte das Zusammentreffen mit Mei. Und nun erzählte er Alles, was wir bereits wissen.

Helene hatte schweigend zugehört. Dann als Leo seine Erzählung beendet, und sie ihn noch immer zweifelnd anblickte, fügte er hinzu: „Geliebte Schwester, ich bin nicht mehr der Leo

Werner, der Dich vor drei Jahren verließ; ich bin inzwischen ein Anderer, ein Besserer geworden. Ich bin auch nicht gekommen, Dir lästig zu fallen, im Gegentheil beabsichtige ich Dich sofort zu verlassen, wenn ich Dir gesagt haben werde, was ich jetzt zu thun gedenke. Schon morgen am Tage verlasse ich Berlin, um mir durch redliche Arbeit im Auslande Vermögen und meinen guten Namen wieder zu erwerben.“ Und mit einem fragenden Blick auf die reiche Ausstattung der Räume, in denen er seine Schwester wiederfand, fügte er hinzu: „Ich



Die St. Mauritiuskirche im Böhmerwalde. Zeichnung von K. Liebscher.



Afchenbrödel. Nach seinem Gemälde von Leopold Köffler auf Holz geschnitten.

wollte außerdem etwas dazu beitragen, liebe Schwester, Deine Lage zu verbessern, aber wie es mir scheint, komme ich mit dieser meiner guten Absicht zu spät."

Helene erzählte hierauf, daß und an wen sie verheirathet sei, auch wie Alles das gekommen, und die Gefühle Leo's waren bei dieser Nachricht erklärlicher Weise sehr gemischter Art. Wädhnte er doch auf den eben begonnenen Verkehr mit seiner Schwester nun für immer verzichten zu müssen, wenn er nicht fürchten sollte, als Störenfried zwischen seine Schwester und deren Gatten zu treten, der nicht anders als ihn verachten müsse.

Helene indeß ließ ihren Bruder nicht fort; er mußte bleiben, trotz alles Sträubens.

Am zweiten Tage nach dem Erzählten kehrte Helenens Gatte von seiner Reise zurück, und Alles kam, wie Helene

es vorher gesagt hatte. Herr Freiberg, von dem Vorgefallenen durch seine Gattin kurz unterrichtet, verhinderte die Abreise Leo's nach dem Auslande dadurch, daß er ihm eine Geschäftsführer-Stelle in einer seiner auswärtigen Filialen übertrug, welche Leo, nachdem er sich zwar anfangs gesträubt und erklärt hatte, so viel Vertrauen und Güte nicht zu verdienen, dennoch auf ausdrücklichen Wunsch seiner Schwester schließlich annahm.

Einige Tage später reiste Leo bereits nach Dresden — dem Bestimmungsort seines neuen Wirkungskreises — ab und noch heute, nach zwei Jahren — während dieser Mittheilungen aufgezeichnet worden — befindet er sich in seiner Stellung als Geschäftsführer und Vertreter Freibergs, ohne auch nur für einen Augenblick das ihm von seinem Schwager geschenkte Vertrauen außer Acht gelassen zu haben.

Neue Bilder aus dem Soldatenleben.

Von A. Max (pseudonym).

III Im Cantonnements-Quartier.

(Schluß.)

Eines Morgens, es mochte ungefähr acht Tage her sein seitdem der alte Graf die Verlobung gelöst, traf die Nachricht ein, daß Fritz sich mit seinem schwarzen Pengst in der Nähe seines Heimatortes überschlagen und als Leiche nach demselben gebracht worden sei. Obwohl der schwarze Pengst erst vier und ein halb Jahr alt war, so war mir das Ganze doch unverständlich, da er unter Fritz wie ein Lamm ging. Ich konnte mir den Fall nicht anders erklären, als daß Fritz seinen Tod gesucht habe, und diese meine Ahnung bestätigte sich sehr bald. Als bester Freund von Fritz fiel mir die Anordnung seiner Sachen und Papiere zu. Unter denselben fand ich einen an mich adressirten Brief. Derselbe lautete:

„Lieber Max!

„Wenn Du diese Zeilen liest, habe ich hoffentlich mit dem Leben abgeschlossen. Mein Bruder, dem ich mein Vermögen gesopfert, hat mich nicht nur um mein Glück gebracht, sondern auch um meine Ehre. Ich kann nicht mehr länger leben, und kann auch nicht der Ankläger meines Bruders sein. Mein Lieblingspferd, der schwarze Pengst, soll mich in den Tod tragen, außer Dir wird Niemand hoffentlich erfahren, daß ich selbst meinen Tod verurtheilt. Wie Du aus meinen Papieren sehen wirst, hat mir der alte Graf die Verlobung gekündigt, angeblich, weil seine Tochter nicht glaubte mich glücklich machen zu können. Schon in letzter Zeit hatte ich bemerkt, daß meine Braut kälter und kälter gegen mich wurde. Ob dies der wahre Grund, weiß ich noch Dem, was ich gestern erfahren, nicht zu beurtheilen.

Weshalb wurde mir ein Wechsel über einige Tausend Thaler präsentiert. Du weißt, daß ich niemals Schulden gehabt oder einen Wechsel unterschrieben habe. Bei näherer Prüfung erkannte ich, daß mein Bruder meine Unterschrift gefälscht hat; ich kann nicht der Ankläger meines Bruders sein, ebensov wenig aber den Wechsel einlösen und die Ehre unseres Namens retten. Ich suchte deshalb freiwillig den Tod, meine letzte Bitte an Dich ist, zu sehen, so weit wie möglich aus dem Erbisse meiner Sphäligkeiten und meiner Pferde den Wechsel zu deden.

Als ich meinen Bruder gestern bestig zur Rede stellte, zeigte er aufrichtige Reue und gestand mir, daß er auch auf meinen Schwiegervater einen Wechsel ausgestellt, welcher vor acht Tagen von demselben unter der Bedingung eingelöst sei, daß er Europa verlasse. Derselbe habe ihn reichlich mit Geldmitteln versehen und würde er Europa so bald wie möglich verlassen.

Unser altes Stammgut wird in kürzester Zeit unter den Hammer kommen; gehört uns doch lange kein Stein mehr. Ich glaube, ich hätte den Moment nicht überlebt. Mein Bruder wird wohl ahnen, daß er mich in den Tod getrieben, ich verzehle ihm und hoffe, daß er in einem anderen Welttheil ein anderer Mensch werden wird.

Wenn erme alte Mutter wird hoffentlich niemals erfahren, daß ich den Tod gesucht, helfen kann ich ihr nicht; auch ist für sie durch eine Fügung aus dem Stilt gelogt. Gott vergede mir meine Sünden! Ich weiß, die Kameraden haben mich gern gehabt und werden mich bewahren, wenn aber über meinem Grabe die drei Salven abgegeben und die Musik einen lustigen Marsch angestimmt, wird der Fritz vergessen sein. Vielleicht wird nach noch einiger Zeit Einer oder der Andere sagen: „Der Fritz war ein braver Kerl.“

Nur lebe wohl, alter Freund, hoffentlich geht es Dir besser wie

Deinem
alten unglücklichen Fritz."

Dem braven Rittmeister waren bei seiner Erzählung die Thränen in die Augen getreten und er hatte eine längere Pause machen müssen. Dann fuhr er fort:

„Der unglückliche Fritz war bei einer hohen Barrière, über welche er mit dem Pengst wegsehen wollte, gefunden worden. Er hatte das edle Thier gepörrt daß die Weichen bluteten, es war vor Schmerz gestiegen und hatte sich mit ihm überschlagen. Das Pferd war ihm auf die Brust gefallen und hatte edle Theile verletzt, so daß er wenige Minuten darauf in den Armen eines Bauern gestorben.

„Wie Fritz gehat, fiel das alte Stammgut den Bucheren in die Hände, und es war gut daß er nicht mit ansehen mußte, wie jene alten Ahnenbilder und sonstigen Heiligthümer der Familie profanirt wurden. Es war mir möglich, von dem Erlöse seiner Pferde und Ausrüstungsstücke, sowie noch einiger anderen Gegenstände, da Jeder gern ein Andenken von Fritz haben wollte, den Wechsel einzulösen.

„Fritz wurde als Lepier der Familie in der alten Ahnenruhm beigesetzt. Ich habe vielen Beerdigungen beigewohnt, eine solche wie bei Fritz aber nicht wieder. Kein Auge war thränenlos, und wenn man sah, wie die alten bärtigen Kürassier-Unteroffiziere wie Kinder weinten, dann begriff man, wie lieb ein Jeder unseren Fritz gehat hatte.

„Wohl krachten die drei Salven, wohl stimmte die Musik einen lustigen Marsch auf dem Heimwege an, aber der gute Fritz lernte sich, weint er meinte, er sei gleich vergessen; bei seinen alten Kameraden und Kürassieren wird er ewig weiter leben. Wohl ist es Soldatenloos, daß mit der Salve manch braver Soldat vergessen wird, und wenn auch jetzt im Regiment Niemand mehr den guten Fritz kennt, denn von den alten treuen Kameraden bin ich allein übrig geblieben, so erinnern sich doch heute noch Viele mit Stolz unders treuen Fritz. So ist ich mit einem alten Freund oder Kameraden, oder auch noch einem gemeinen Kürassier der damaligen Zeit zusammentreffe, da gedenken wir noch gern des guten Fritz.

„Ich konnte mich nicht entschließen, den schwarzen Pengst, der wohl nur unschuldig die Ursache zum Tode seines Herrn gewesen, in andere Hände zu geben. Das brave Thier hat mir lange Zeit treu gedient, im Feldzuge 64 hat es mir vermöge seiner Schnelligkeit und Ausdauer bei mancher Recognoscirung vorzügliche Dienste geleistet, und als es mir in der Schlacht bei Königgrätz das Leben rettete und dabei, von einer österreichischen Kugel schwer getroffen, niederstank, da gedachten wir, mein alter Wachmeister und ich, mit Thränen in den Augen seines ersten Herrn.

„Vor etlichen Jahren erhielt ich vom Bruder Fritzens einen Brief aus Amerika, er schrieb: er ahne, daß er den Tod seines Bruders verursacht habe und er könne deshalb nie wieder glücklich werden. Soust gebe es ihm gut, er besitze eine große Farm, seine Schulden habe er schon abgetragen und sobald er im Stande sei, seine Farm zu verkaufen, werde er sein altes Stammgut zum drei- und vierfachen Werthe wieder erlösen. Sein altes Stammgut und den alten Namen wolle er dann wieder zu Ehren bringen.

„Die Braut von Fritz verlobte sich kurz nach dessen Tode mit einem Kameraden von den Kürassieren, hat denselben aber nicht glücklich gemacht.

„Nun aber, meine Herren, lassen Sie uns aufbrechen, mich hat die Erzählung zu sehr aufgeregt," schloß der Rittmeister seine Erzählung.

Das Märchen vom Aschenputtel.

Wie es der Berliner Diensthmann Krille seinen Kindern erzählt.
(Mit Illustration.)

Da wohnte 'mal um den Thiergarten 'rum ein vornehmer Baron. Der hatte eine sehr einflußreiche Stellung bei Hofe. Er mußte nämlich in königlichen Palais überall 'rumgehen und die Parteien mit 'ner großen Aljeantlappe tobtschlagen, natürlich bloß im Sommer. Im Winter hatte er nicht weiter zu thun, als bloß uff seinem Stammbaum zu sitzen und seine Frau und seine beiden Töchter in's Theater oder in's Concert zu führen. Er hatte allerdings drei Töchter, aber die jüngste war eine Nachlassung von seine selige Frau, weshalb ihr die jegige Baronin als Stiefmutter jering achtete, denn sie hatte an ihre eigene beiden Töchter jensüßend, die sie dem Baron als Putzbe in die Ehe jebraucht hatte. Die jüngste hieß Asjuss, aber weil sie ihr nicht leiden konnten, nannten sie ihr Aschenputtel. Die mußte immer mit dem Dienstmädchen uff'n Schandarmenmarkt jehen und allens eintooßen und überhaupt allens vor die Wirthschaft besorgen.

Nu is die jeschichte 'n bißlen lang her, dazumal jereitete noch der olle Prinz, wo vor'm Palais als Denkmal steht. Da war am Hofe ein ausländischer Prinz zu Besuch, der hieß Asjuss. Der wollte jerne heirathen, konnte aber nicht, weil ihn keine Prinzessin und ooch die anderen vornehmen Herrschaften nicht jesahen.

Nu jut, also es wurde mal 'n großer Subskriptionsball in's Opernhaus jeeben. Dazu jing natürlich die ganze baronesische Familie, bloß Aschenputtel nicht, die wollten sie nicht mitnehmen, wie sie ooch hat. Die olle Baronin schrie ihr an, sie sollt' sich mal jleich in die Küche scheren und hundert Stück Wollen die morjen früh schälen, weil sie morjen zu Mittag Hammelfleisch mit Vollenfaucen trocken wollten.

Jut also, die jüngen, und Aschenputtel blieb allene in der Küche, weil die Dienstmädchen und Kammerjungfern in den Palmensaal tanzen jegangen waren. Und da mußte sie sehr weinen, und wegen die Wollen weinte sie noch mehr. Mit einem Mal jährt eine Droschke erster Klasse vor und es steigt eine wunderjöhne jee 'raus und kommt in die Küche und sagt: „Jas, man jut sind, liebes Kind, der wer'n wir sehr jreien, der Vollenjählen übernehm id uff jeine Rechnung und jehar. Hier habe id aberst von jerson 'n Prachtkleid jekauft mit lauter silberne Spitzen und 'ne jroße Tourneere dran. Jut sich' Dir man an, und hier haß Du'n Balljet zu's Opernhaus uff'n Ball, und nachher jannste die Droschke erster Klasse benutzen, wo draußen steht.“

Und wie die jee der jehagt hat, jegt sie sich in 'n Opjischen Luftballon und fährt ab. Mein Aschenputtel aber kann nicht schnell jenug in's neue Kleid kommen, und heidit' geht's uff den Ball. Da joh sie aber so jiffeln aus, der je kein Mensch erkennt hat, nicht mal ihr eigener Vater nicht. Am besten aberst jehel sie dem Prinzen Asjuss. Der tanzte mit ihr Kongler und Kottjiljong. Und wie der Kottjiljong aus war, hupst' war mein Aschenputtel draußen und fuhr mit ihre Droschke nach Hause.

Wie nu die baronesische Familie ankam, da ärgerten sie sich alle blau, weil sich die Töchter uff'n Prinzen Asjuss Rechnung jemacht hatten und der biß mit die fremde Dame tanzte. Sie hatten sich so viel Mühe jeeben, ihn zu jefallen. Auf die japanesische Aufstellung hatten sie jogar japanesische Sprechstunden jegenommen, weil sie jloobten, der Prinz würde ihnen japanisch anreden. Aber da hatten sie sich getäuscht, der Prinz jah nicht mal nach ihnen hin.

Wald daruff war wieder 'n Subskriptionsball, und da jing die jeschichte wieder von vorne los. Aschenputtel mußte in der Küche bleiben und sollte hundert Krebse lüsten, weil sie am andern Tag Krebstasche essen wollten.

Diesmal bekam das arme Mädchen von die jee eine janz jolbene Jarderoche mit 'ner viel jhöheren Tourneere.

Wieder tanzte der Prinz Asjuss biß mit sie und fragte ihr zur Sicherheit, wie sie heißen thäte. „Asjuss!“ sagte sie mit ihre niedliche Stimme, und der lang jerade so, als wenn 'n Schmetterling in einem Thautropfen paddekte.

„Aber mit Vaternamen?“ fragte er ihr. Nu war sie sehr in Verlegenheit, weil sie doch ihren eigentlichen Namen nicht jagen wollte, und lügen wollte sie ooch nicht jerne. Da jradelt se janz zufällig in die Tasche von ihr Kleid rum, und zieht 'ne Visitenkarte 'raus, und da steht druff „Asjuss von Bergjmelunich“. Die jee hieß nämlich ooch Asjuss und „von Bergjmelunich“ war ihr Vatername. Aus Bergjmelunich hatte sie ihre Visitenkarte in's Kleid jteden lassen. Diese übergab Aschen-

puttel dem Prinzen Asjuss, der sich sehr darüber freute. Aber als sie mit dem Kottjiljong fertig waren, hing sie wieder in die Droschke und fuhr ab. Der Prinz hatte sich aber die Nummer von die Droschke jemerkt, nämlich Nr. 4521.

Am andern Tag jah nu der Prinz in's Berliner Adreßbuch nach, aber er fand keine Kajette von Bergjmelunich, weil sich nämlich die jern nicht in's Adreßbuch hatte eintragen lassen. Da jing er uff's Einmalein-Melbamt in die Postkammer, aber sie fanden ihr ooch da nicht. Da dachte der Prinz, vielleicht is's biß 'ne jermade mit wörrerjehenden Aufenthalt und jang zum jollgejpräsidenten. Der ließ alle Schreykammer nach ihr 'rumjuchen, aber er half allens nicht. Julezt juchte er noch die Droschke Nr. 4521, und da hörte er, daß es mal biß 400 Troschken jänge — denn dazumal war Berlin noch nicht so groß wie heute, und da jing der Prinz zu alle Droschkenjührer 'rum und fragte, ob sie nicht 'ne jolbene Dame mit 'ner jroßen Tourneere jesahen hätten, aberst er wußte jener war.

Nu wurde der Prinz janz melandolisch und hat den olten jreien, der er doch 'nen jroßen jolball jehen möchte. Das thät der König ooch, weil er's wegen die Diplomatie nicht mit ihm verberben wollte.

Und da jügte nu wieder von vorn an. Die Baronesjöhner jüngen in den joolgej'schen und lernten jinghalsjich, weil se jloobten, den Prinzen zu japern. Aschenputtel bejneten sie aberst immer verachtungsjühler und stehen ihr in der Hofjreitungsjehung uffs und da sollte sie Erbsen jortitzen, weil sie am andern Tage jollstreich mit Erbsen zu Mittag essen wollten, denn da war nämlich jerade Donnerstag.

Die jee kam aber wieder, nahm ihr die Arbeit ab und gab ihr ein diamantenes Kleid, nach die neue Mode aus der „Koblenz“ bei jerson bestellt, diesmal mit 'ne Krinoline. Denn dazumal waren sie noch janz verrückt uff der Mode.

Und wie sie uff'n Ball kam, da jing ihr der Prinz jleich entgegen und anjohscherte ihr zur jolentje. Dabei maghte er ihre jolentje, weil sie ihm 'ne jeltliche Visitenkarte jereber hatte. Und nu konnte sie ihm doch nicht den richtigen Namen jagen, und da mußte sie ihm jehen sich jcheiden. Sie sagte, sie wäre aus Aljidorf, und biß zum Ball nach Berlin jekommen. Damit war er ooch zufrieden. Wie sie aberst nach dem Kottjiljong 'nauslief, da jing er ihr nach, und bei die Öde, weil sie doch von ihm fortjkommen wollte, jerser sie ihre Krinoline. Als er nu fortjgehen war, nahm der Prinz die Krinoline uff und besah sie sich, und da bemerkte er den jirmantensjtel: jerson u. Comp.

Am andern Tage jing er jleich zu jerson und frag, wer die Krinoline jekauft hätte. Die wußten aberst nicht weiter, als der 'ne jense Dame jewesen war und der sie allens jleich betrappt hätte. Nu jachte die Krinoline aberst bloß zu 'ner janz janz jaine Taille. Er ließ drum seinen Adjutanten kommen und jagte ihm, er sollt' überall 'rum jehen zu die Domens, die uff'n Ball jewesen waren und jusehen, wer se 'ne janz, janz jaine Taille hätte.

Da jing der Adjutant zu alle Domens 'rum, jotar zu die jerej-jörstin uff'n Brandenburger Thor hing er 'raus, weil er dachte: man kann ja nicht wissen; aberst leene jengige hatte se 'ne janz janz jaine Taille. Ein jeinam meidere sich ooch zu die jenzureng, wurde aberst nicht zugelassen. Janz julezt kam der Adjutant zu die baronesische Familie. Bei die Erste jing die Krinoline paratij nicht ja, und da schmitt sie sich 'n Stück jerejch janz heimlich aus die jähre 'raus, aberst der Adjutant merkte jleich den jchwindel. Die zweite jchürzte sich so jemeene, der sie in die Aljmadat fuhr, aberst et half ihr nicht.

„Herr Baron,“ jang nu der Adjutant, „haben Sie vielleicht noch 'n Döchterken?“

„A,“ sagt der, „so recht eijentlich nicht, aberst eijentlich ja.“

„Ja, dann bringen Sie ihr mal her,“ jagt der Adjutant, „id muß jewissenhaftig sind, sonst jangt mir der Prinz weg.“

Nu kommt mein Aschenputtel aus der Küche, und wie der Adjutant ihr die Krinoline anjah, jähret er:

„Victoria, die hat ja die janz janz jaine Taille, kommen Sie man jleich mit zu 'n Prinzen, der wartet schon uff's Ständesamt.“

Nu ärgerten sich die baronesischen Töchter, aberst der hat ihnen nicht. Noch an demselbigen Tage wurde die Hochzeit von dem Prinzen Asjuss mit Aschenputtel jereitert, und wenn se nicht jereichen sind, denn leben se heute noch.

War jerejst.

Oesterreichische Weinsorten.

Mitgetheilt von George Deutscher.

(Fortsetzung.)

Die besten Weine sind die von St. Josef am Kaltersee, der Hochbühlter und Rißelberger von Meran, der Leitacher von Bogen, der selbide rotte Examiner.

Sonst sind noch erwühnenswerth der Laqreiner Rothwein, Gattlacher Rothwein, Balsuganer Weiß- und Rothwein, Jsenthaler

Weiß- und Rothwein, Brizzenhater Weiß- und Rothwein, Gianiger Weiß- und Rothwein, Grieser Weißwein, Trientener Rothwein, Roveredoer Rothwein, Callianorer Rothwein, Feldkircher Weißwein.

In Kärnten hindern die Nebel, Gewitter und das häufig frühe

Entreten der Herbstzeit das Gedeihen des Weines. Der Jahresertrag ist ein ganz unbedeutender, und die Fehlung rangirt unter die geringsten Weinorten.

In Krain wird in Unterkrain und in mehreren Gegenden Innerkrains Wein gebaut: die vorzüglichsten Sorten gedeihen um Wippach und am Karst.

Von den Fehlungen sind zwei Zehntel besserer, sechs mittlere und zwei schlechter Qualität. Die so hohe Fisser für die Weine mittlerer Qualität erklärt sich dadurch, daß nicht immer für die Anpflanzung der Reben der geeignete Grund gewählt wird, die Trauben nicht gehörig forirt werden und eine rationelle Kellerwirtschaft zu den Ausnahmen zählt.

Die besten Weine wachsen in Unterkrain in Drazie bei Mölling, Landtrah, Gurkfeld, Reustadt, Semid und dem anstehenden Gebirge des Krupper Bodens, in Innerkrain bei Erzcl, St. Veit, Sozien, Gole und Sag.

Mehrere Weine von Unterkrain sind unter dem Namen der Mark- oder Marchweine bekannt, und werden gewöhnlich schon mit den ersten und zweiten Jahre trinkbar. In Innerkrain giebt es eine Weinsorte, welche man den Linderwäcker zu nennen pflegt. Der beste rothe Wein in Innerkrain ist der rothe Oberfelder im Wippacher Thale: die Production desselben beschränkt sich nur auf einige Zoch Weingärten in Oberfeld.

Der erzeugte Wein wird mit kaum nennenswerthen Ausnahmen im Lande selbst consumirt. Bemerk sei hier noch, daß die Krainer Weine auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 keine Beachtung fanden.

In Görz und Gradiska vor der Weinbau schon frühzeitig heimisch; die Sämlinge dieser Landestheile waren in fortwährenden Streitigkeiten wegen der Einfuhr fremder Weine und stellten sogar einen Inspector zur Ueberwachung des Imports auf, welche Maßregel jedoch keinen Erfolg hatte.

Man baut den Wein entweder in der Ebene oder bereiten Aekern, oder auf Hügel, in Saacantenn Klösch, welche mehr weingartenartig aussehen und in Terrassen abgetheilt sind. Man baut zwischen den Reben Gerste oder Hafer. Häufiger sind die bereiten Acker, wo die Weinreben, welche nicht selten am- und schenkeltich werden und großen Bäumen gleichen, sich an anderen in Reiben gesetzten Bäumen hinaufschlingen, sie nach allen Richtungen umwachsen, auf allen Zweigen, nicht bloß unten, wie in den deutschen Ländern, Früchte tragen, und mit den äußersten Spitzen in lustigen Guitlanden von einem Baum zum anderen in derselben Reihe gezogen werden. Bei Monfalcone hat man hierzu meistens Kirschbäume, welche sehr hoch wachsen, bei Kaullese Reben, am Görz Weiden, Pappeln. Auf einem Zoch stehen 100 bis 200 Bäume mit Reben, und man schlägt den Ertrag eines solchen Grundstücks in vierem Lothboden auf etwas mehr als 8, in schlechtem Schotterboden auch nur auf 2 Eimer an. Einzelne Stöcke tragen zuweilen bis 150 Trauben, aber selten reichlicher tragen jene Stöcke, welche zur Herde an den Häusern laubenartig zu einer bewundernswürdigen Höhe gezogen werden.

In Verbindung mit der Aekerswirtschaft wird der Weinbau hauptsächlich in Comen, Cormons und Gradiska betrieben; reine Weingärten finden sich in Comen, Ronad und Cormons; Weingärten mit Obstbäumen nur in Comen.

Der Quantität nach gedeiht der Wein namentlich in der Tiefebene und in jener Zone der Hochebene, welche von Mariano bis nach Cormons am Fuß der Hügel sich durchzieht. Der Wein der Ebene entspricht sich durch Kraft und Dauer, jener der Hügelgegend durch den Alkoholgehalt und Geschmad. Namentlich im Hügelland ist die Weincultur der vorzüglichste Gewerbezweig, besonders aber am Goglio.

Man hat größtentheils rothe Weine, welche von Jahr zu Jahr gerundet werden, weil sie in der Regel kein bedeutendes Alter erreichen. Die besten rothen Sorten sind der Vesoso und Piccolit, auch hat man die weihen Sorten Libedin und Ribolla, welcher letztere von der Moststrauße bereitet wird. Die Weine von Monfalcone haben sich sehr verbessert, indem man die schlechtesten Rebenorten ausgedreht und durch bessere ersetzt hat. Der Prosecco aus dem Triester Gebiet ist bekannt.

In Istrien erreicht der Weinstock längs der Küste nicht mehr die Größe wie in Italien. Die Weine sind meistens sehr dunkelfarbig, in das Schwarze fallend und sehr süß, auch im Durchschnitte alle besser, als in der Lombard und in Venedig. Die besten sind der Ribolla aus der Gegend von Nola und Waggio, der Mostat von Rovigno, welcher sich durch seine zunehmende Süße auszeichnet, die Weine von Gobrezziga (Vin di Ros. Crenical, Verschieg, Castua, Bistenburg. Allgemein werden die Trauben hier ausgetreten, nicht ausgepreßt, wodurch der Most zwar süßer wird, aber eine Menge

verloren geht, welche in den Trebern bleibt. Auf den Inseln wird der Weinbau fast ganz nach balmatinscher Art und ziemlich gut betrieben.

Die Einführung des Weinbaues in Böhmen wird gewöhnlich Karl IV. vindicirt. Diese Ansicht ist jedoch nicht richtig, denn schon Premysl Ottokar II. ließ die Berge um Königsaal mit Weinreben besetzen, welche aus Oesterreich geholt wurden. Wohl aber hat sich Kaiser Karl um die Erhebung dieses Produktionszweiges die größten Verdienste erworben. Er ließ die Abteie in Hong verpachtet aus Burgund kommen, da aber die Anlage der Weinberge nur langsam fortvollaß, so erließ er eine Verordnung, daß die Berge und Anhöhen drei Meilen um Prag mit Weinreben besetzt und angebaut werden sollten. Die Sämlinge, welche entweder nicht das Vermögen oder die Lust zu solchen Pflanzungen hatten, sollten die hierzu geeigneten Gründe An-solden Pflanzungen lassen, die Dauer von zwölf Jahren los, erst im dreizehnten Jahre sollten sie dem Grundherrn den Zehent und dem Landesherrn einen halben Wein von jedem Weingarten abliefern. Der Kaiser selbst legte mehrere Weingärten, nicht weit von Karlsfeld, an, von denen aber nicht nur Böhmen, sondern auch das benachbarte Sachsen und Meisen mit Wein versorgt werden konnten. Selbst in solchen Bezirken wie Ghradim, verlegte man sich auf den Weinbau, allein in kurzer Zeit hatte man wahrgenommen, daß die hierauf verwendeten Auslagen sich nicht rentirten, die meist anhaltend folte Witterung ließ den Wein nur selten zur Reife gelangen. Noch im vorigen Jahrhundert drohten Mitter die ihren unfolgsamen Kindern mit dem sauren Chrabiner Wein. Die Weinberge bei Prag hielten sich im Preise, so erkaufen im Jahre 1680 die Leute des weltlichen Episcops in Prag von den Dominikanern auf der Kleinfeste einen Weinberg in Kofsin um den Preis von 1900 Gulden. Im vorigen Jahrhundert lieferten die Weinberge um Prag, die im Leitmeritzer und Buzsauer Kreise weisse und rothe Weine, welche dem Burgunder hinsichtlich der Qualität wenig nachstanden. Im Buzsauer Kreise wurde der weisse Melniker Wein dem Rheinwein gleich gehalten, wenn er 18 bis 20 Jahre im Keller gelegen war. Der Rothwein, von dem auch die besten Ausbrüche bereitet wurden, hatte eine so große Verwandtschaft mit dem Burgunder, daß die bewährtesten Weinkenner und selbst Franzosen ihn für solchen hielten. Der rothe Melniker Wein wurde von den Ärzten als Mittel gegen Podagra, Goldaber und Steinschmerzen empfohlen, ja ein anonymes Schriftsteller veröffentlichte sogar ein eigenes Versehen. Kurze und gründliche Darstellung des rothen böhmischen Melniker Weines als eines bewährten Mittels wider das Podagra. Man konnte nicht so leicht ein Beispiel, daß die Bewohner von Weibitz von den oben erwähnten Krankheiten heimgesucht worden wären. Der Melniker Wein hatte seine ursprüngliche Beschaffenheit während der Lagerung beibehalten, während die Reben leicht der Ausartung unterworfen waren. Im Leitmeritzer Kreise waren die herrlichsten Weinberge in Podtsil, Tschernosef, auch „Drei Kreuzel“ genannt, Linay und Kulin. Die Gegend von Tschernosef hatte auf dem großen und kleinen Wendul, auf dem Kirchengberg, Rothbuben, Kobelbeil und auf dem hohen, felsigen „Drei Kreuzelberg“, welcher zum Theil nach Linay gehörte, trefflichen und seiner Güte wegen mit Recht berühmten Wein. Der in diesen geliebten Schloßkreise war merkwürdig, er frug ganz gemach derauf den Berg hinauf, daß die Fässer auf einer Anhöhe lagen, welche dem Berg gleichkam. In Linay hatte der Bischof, Graf Kofsch, einen ausgezeichneten Keller, dessen Inhalt den im August 1778 unter dem General Baron Kurlberg hier lagernden Sachsen so gut mundete, daß sie 81 Zoch leer machten. Kulin und Podtsil hatten einen guten Weinbau.

Gegenwärtig beschränkt sich der Weinbau in Böhmen auf die wärmere Obgegend; die besten Weine sind der rothe Melniker und der weisse Tschernosefer. Der Melniker, unter 50° 21' Breite, kommt in sehr warmen Jahren, gehörig behandelt, dem Burgunder nahe, jedoch mit einem, ihm eigenen, scharfen Geschmad, und ist selbst außer Böhmen beliebt; in weniger warmen Jahren hat er weniger Güte, und ist daher Personen, denen gelichte Getränke nicht bekommen, zuträglich. Der bei Nussig wachsende Tschernosefer, welcher noch unter 50° 41' Breite gut, und in manchen Jahren sehr gut geübt, läßt sich lange aufbewahren, und dann gutem Rheinwein an die Seite stellen; der Podtsiler aus der wässriger Gegend hat zu sein angehört, da der Grund, auf dem er geübt, zu Eisenabzügen abgetreten wurde, er war dem Champagner ähnlich und maulstend, da man die Weine interdukte und ihn dabei vor dem Zutritte der äußeren Luft bewahrte. Andere Weinorten, welche in der Umgegend von Prag, bei Weich, Raubitz, bei Mühlhausen an der Moldau, bei Brojan an der Eger wachsen, sind von geringer Güte.

In Mähren wird die Kultur des Weinstocks, welcher hier bis 49° 12' nördlicher Breite gedeiht, nur im Brünner, Pradischer und Znaimer Kreise betrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Herz und Leben. L

Wenn auch das Unglück uns läutert, der Gedanke an das ewige uns über alles Erbtheil emporträgt, es kommen doch Augenblicke, in denen wir die Vorsehung anklagen möchten und uns fragen: arm und elend bist du doch.

Es hat uns kein Mensch so lieb, daß er uns nicht den Tod geben könnte.

Was du heute als Wahrheit beschworen, kann schon morgen eine Lüge sein, denn auf Erden ist oft kein Halt.

Königs Wilmann.

Johannes Minckwitz ✦

(Mit Portrait.)

In Heilberg starb am 29. December nach kurzem Krankenlager im nahezu vollendeten 74. Lebensjahre Professor Johannes Minckwitz, bekannt als einer der besten Uebersetzer der Griechen, als Lehrer der Metrik, als kritischer Schriftsteller und Dichter. Geboren am 21. Januar 1812 zu Lüdersdorf bei Camenz im Königreich Sachsen als Sohn armer Eltern, hatte Minckwitz eine schwere Jugend durchzukämpfen, wie denn in seinem Leben ihm überhaupt vielerlei Widerwärtigkeiten und Anfeindungen begegneten.

Minckwitz besuchte zuerst die Dorfschule, später die Lateinschule zu Camenz, worauf er auf dem Kreuzgymnasium zu Dresden seine Schulbildung abschloß und 1830 die Universität Leipzig bezog. Hier schloß er sich anfänglich eng an den großen Philologen Gottfried Hermann an, wurde auch in dessen berühmte griechische Gesellschaft als Mitglied aufgenommen.

Durch vorzüglich gelungene Uebersetzungen aus dem Griechischen machte er sich frühzeitig einen Namen, erwarb bereits 1832 den Doctorgrad und sah in einer auch äußerlich glänzenden Zukunft entgegenzugehen. Als Minckwitz sich jedoch von dem übermächtigen Einflusse Hermanns frei zu machen suchte und selbständigere Bahnen einschlug, auch (1832) mit seinem nachherigen berühmten Vorbild August von Platen in Briefwechsel trat, begann Hermann sich ihm feindselig zu zeigen und ihm allerhand Hindernisse in den Weg zu legen. Dies hatte zur Folge, daß dem strebamen jungen Gelehrten lange Zeit die akademische Laufbahn vergeschlossen blieb, obwohl Minckwitz dem Professor Hermann, dessen wirksame Abneigung er wohl zu spät erkannte, noch 1840 einen pindearischen Preisgelang widmete.

Entschloß in der Mitte der vierziger Jahre, als Hermann es ermöglicht hatte, ihm in der philosophischen Facultät durch Stimmenmehrheit den Weg zur akademischen Lehrwürde geradezu zu verlegen, wurde Minckwitz, schmerzlich enttäuscht, sich des übergehaltene Begnens

klar, wie aus einer höchst bitteren Hexameter-Epistel, die in „Aus Deutschlands größter Zeit“ S. 110 abgedruckt ist, hervorgeht.

Noch jahrelang machte sich der nachwirkende Einfluß des 1848 verstorbenen Hermann geltend, denn es erstand Minckwitz auch neue Widersacher, wie aus seinen „Zwei Habilitationschriften 1850“ ersichtlich ist.

In 1836 und 1837 hielt Minckwitz sich in Süddeutschland und Italien auf, wo er mehrere höchst wichtige Verbindungen (Trigoni, Schelling u. A.) anknüpfte. Nach Deutschland zurückgekehrt, bekleidete er eine zeitlang eine Stelle als Lehrer am Blochmann'schen Institut zu Dresden und erhielt 1840 vom König Friedrich Wilhelm IV. (wie Geibel, Freiligrath und andere junge Poeten) ein Jahresgehalt von 300 Thaler, das ihm in späteren Jahren durch König Wilhelm verdoppelt wurde und ihn somit bis zum Tode den drängendsten Lebenssorgen überhob.

Er kehrte 1842 nach Leipzig zurück, aber erst 1855 wurde er als Dozent für deutsche Sprache und Literatur an der Universität zugelassen und erst 1861 erhielt er die lang ersehnte Ernennung zum außerordentlichen Professor. In dieser

Eigenschaft blieb er, noch immer vielfach angefeindet und von häuslichem Mißgeschick verfolgt, über 20 Jahre thätig, bis er, in der wohlverdienten Schnjucht, die letzten Lebensjahre in Ruhe zu genießen, 1882 nach Heilberg übersiedelte, wo er nach Ablauf von drei Jahren starb und am letzten Tage des Jahres 1885 auf dem Friedhofe zu Neuenheim im Ehrengeleite zahlreicher angesehenen Persönlichkeiten zur letzten Ruhestätte gebracht wurde.

Professor Minckwitz hat Vieles und darunter sehr Bedeutendes geschrieben. Obenan unter seinen Schriften stehen die mehrfach aufgelegten Verbeutungen der attischen Dichter Luciano's, Sophocles, Aeschylus, Euripides, Aristophanes und Homer. Stuttgart und Leipzig. Neben folgen die Lehrbücher und Katechismen der Metrik: Lehr-



Johannes Minckwitz

buch der deutschen Poesie. Sechste Auflage. Leipzig 1878. Katechismus der deutschen Poesie für die allgemeine Volksschule. Leipzig 1872. Katechismus der deutschen Poesie. Zweite Auflage. Leipzig 1877. Lehrbuch der rhytmischen Poesie der deutschen Sprache. Leipzig 1856. Ferner: Vorstudie zum Homer. Stuttgart 1863. Neuhochdeutscher Paraphras (1740—1860). Leipzig 1861. Auf Platen bezüglich: Viehwechsel zwischen August Graf von Platen und Dr. Johannes Mindwisch (Leipzig 1836). Graf Platen als Mensch und Dichter (Leipzig 1836). Poesie und literarischer Nachlass des Grafen V. von Platen. Zweite Auflage. Leipzig 1854. Ein historisches Schauspiel: Der Bräutigamraub. Eine culturhistorische Novelle: Der Künstler. Die Pariser Bluthochzeit. Leipzig 1875. Die Buße Kaiser Heinrichs IV. in Canossa. Zweite Auflage. Leipzig 1875. Die Festsetzung Jerusalems unter Titus. Zweite Auflage. Leipzig 1876. Mikroskopisches Taschenwörterbuch der Mythologie aller Culturvölker. Dritte Auflage. Leipzig 1878. Katechismus der Mythologie aller Culturvölker. Vierte Auflage. Leipzig 1880. Der Tempel. Die

Mythologie der vorzüglichsten Culturvölker. Mit 46 Tafeln Abbildungen Leipzig 1877, sowie noch andere.

Außerordentlichen Fleiß bekundet das Mindwisch'sche Epos in 25 Bänden: Das Lied von der Böhlerschlacht bei Leipzig.

Die Gedichte Mindwisch's erschienen in dritter Auflage in Leipzig 1876.

Professor Mindwisch erhielt im Leben mehrere Auszeichnungen. In erster Linie ist die zu nennen, daß Kaiser Wilhelm ihn durch Fortzahlung einer ansehnlichen Pension (siehe oben) in seinem Alter vor Noth geschützt hat.

Vom verstorbenen König Johann von Sachsen erhielt er als Ehrendenkmal einen kostbaren Brillantring mit Topasmittelein, vom König Albert von Sachsen eine überaus werthvolle, mit Diamanten und Edelsteinen gezierte goldene Dose mit Bildnis des Königs „zur Erinnerung“. Die italienische Akademie der Wissenschaften zu Palermo erwiderte ihn zu ihrem Ehrenmitglied, auch war er correspondirendes Mitglied des „Freien deutschen Hochstifts“ zu Frankfurt am Main.

Schlesische Chronik.

Personalchronik. Gestorbene. Auf seinem Gute Zänkersdorf in der Oberlausitz verstarb am 22. Februar im 88. Lebensjahre Heinrich der 74., Fürst Reuß, das Älteste Mitglied der schlesischen Genossenschaft des ritterlichen Ordens St. Johannes vom Spital zu Jerusalem, Ritter seit dem Jahre 1839. Er gehörte zu den ersten im Jahre 1854 gewählten Mitgliedern des Convents der schlesischen Genossenschaft, bis ihn im Jahre 1877 das zunehmende Alter veranlaßte, auszuscheiden. Erbe von Zänkersdorf ist der Sohn des Fürsten aus erster Ehe, Prinz Heinrich IX. Reuß auf Reusdorf bei Schmiedeberg, Landrath des Kreises Hirschberg. — In Breslau starb am 28. Februar Dr. med. Adolf Kauffmann, Mitglied des Vorstandes des Breslauer Orchestervereins und vor 24 Jahren Gründer dieser Gesellschaft, um welche er sich seitdem die größten, allgemein anerkannten Verdienste erworben hat. — In Glatz verstarb am 1. März der königliche Gymnasial-Oberlehrer Professor Dr. Gustav Wittber, Ritter des Rothen Adlerordens IV. Klasse, welcher dem dortigen Lehrercollegium länger als 35 Jahre angehört hat. — In New-York starb Mitte Februar der Journalist Charles E. Cohn, welcher vor etwa 60 Jahren in Breslau geboren war, um 1850 nach New-York kam und lange Zeit Lect.-Redacteur des New-Yorker „Democrat“, sowie Redacteur des Sonntagblattes „ Beobachter am Hudson“ war.

Der Liegnitzer Butterkrieg. Es sind jetzt gerade 300 Jahre verflossen, seitdem der Herzog Heinrich XI. von Liegnitz, der sein halbes Leben lang in der Geschichte seiner Zeit rumorte, in Krakau ein elendiges Ende fand. Wir haben seiner und seines wilden Genossen und Dienstmannes, des Ritters Hans von Schweinichen, in diesen Blättern schon oft gedacht, wollen aber nochmals von ihm sprechen, indem wir die Episode über ihn mittheilen, welche eine sehr verdienstvolle größere Arbeit des Geh. Archivrath Prof. Dr. Grünhagen: „Schlesien unter Rudolph II. und der Majestätsbrief, 1574—1609“ in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte und Alterthum Schlesiens enthält. „Es war dies die Zeit“, sagt Prof. Grünhagen, „wo in Polen zuerst die Einrichtung eines Wahlkönigthums sich ausgebildet hatte. 1572 wofür der auf den alten polnischen Königstamm geschöpfte Zweig der Jagellonen mit dem Tode des kinderlosen Sigismund August. Noch einmal hatte sich damals und schon vorher in einem der schlesischen Fürsten ein Geistesgerecht, das polnische Blut, das in ihren Adern rollte, zur Geltung zu bringen, und zwar war es jener wunderliche abenteuernde Liegnitzer Herzog Heinrich XI., dessen Verfohrten uns sein treuer Begleiter, der schlesische Ritter Hans von Schweinichen mit so freudiger Anschaulichkeit geschildert hat, und der im Jahre 1589 mit so viel Geld, als ihm irgend aufzubringen möglich ward, zum kahlen Reichstag reiste mit einem Gefolge, das in Summa 150 Kasse Ähble, dort einen maßlosen Aufwand entfaltete, läppige Schläge gab und dem Könige reiche Geschenke machte, zwei Löwen in hölzernen Kränzen, einen mit Diamanten und Smaragden besetzten kristallinen Trübbecher, einen kostbaren Säbel in einer mit Edelsteinen besetzten Scheide, ausserlesene Schuhwerk mit vergoldeten Läusen u. dgl. Alles in der Hoffnung, zum Erben des Polenreiches eingeseht zu werden. Verlorene Mühe! Wäh! daß Heinrich Protestant war stand ihm zum weit entgegen. Einmal hatte auch in Polen die neue Lehre zahlreiche Anhänger, und dann hätte man ja noch immer auf eine Verlehrung hoffen können, wenigstens der Herzog trotz aller sonstigen Charakterlosigkeit nochmals auch unter den bedrängten Umständen allen Versuchungen, die an ihn herangetreten sind, durch einen Glaubenswechsel Bestehende zu gewinnen, handhaft widerstanden hat.

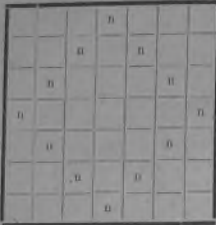
Aber wie hätte der kleine Fürst hier bestehen sollen, wo der Bruder des Königs von Frankreich und ein Sohn des römischen Kaisers als Thronbewerber in die Schranken traten? Vereitelte Hoffnungen, die kaiserliche Ungnade und eine durch die 24 000 Goldgulden, welche der

polnische Zug geloset, noch wesentlich drückender gemachte Schuldenlast, waren Alles, was er heimbrachte, und weitere verschwenderische Thorheiten machten sein Regiment immer unerträglich, wie er denn 1571 seine ganze Ritterschaft, als dieser sich wenig geneigt zeigte „einige 100 000 Thaler“ zur Bezahlung seiner Schulden herbeizuschaffen, ein-sperrte und durch Hunger williger zu machen veruchte. Darauf klagten der Stände bei dem Oberlandesherrn, nothdürftige Beiländigung, dann wieder einmal (1574) ein neuer Anlauf auf den polnischen Thron, als diesen der Weggang Heinrichs von Anjou nach Frankreich zur Erledigung gebracht hatte, wieder mit keinem andern Erfolge, als daß man ihn, wie Schweinichen berichtet, „Hönig um's Maul schmierte und dabei Galle zu trinken gab“. Daneben chronische Gelände, Zerwürfnisse mit seiner Gemahlin, große Reisen durch das Reich, bei denen die fürstliche Würde wenig gewahrt blieb, zwischendurch einmal Projekte, als Bewerber um die Hand der englischen Königin Elisabeth aufzutreten, endlich Kriegsdienste in Frankreich im Solde des Prinzen Condé. Es war kein Wunder, daß schließlich doch der Oberlandesherr gegen die Mißregierung, welche das Liegnitzer Land an den Bettelstab zu bringen drohte, einschritt.

Vom Jahre 1576 an war immer auf's Neue durch kaiserliche Commissare auf Andringen von Heinrichs Bruder, Friedrich, verhandelt und zeitweise eine Theilung des Landes herbeigeführt worden, aber 1581 kam es endlich doch zur Execution. Die Geldnoth hatte allmählich auch die Nachbarn in Mitleidenchaft gezogen, die Beiträge zu den allgemeinen Lasten des Landes blieben aus, am kaiserlichen Hofe fürchte man, daß Heinrich sich geneigt hätte, den Huldigungsseid in die Hände des Oberlandeshauptmanns Bischof Martin zu schmeißen, da dieser kein geborener schlesischer Fürst sei, und vermehrte auch des Herzogs Verbindungen mit Polen, „die Pratikken“, die derselbe dort anplante, sehr übel. Anfang Juni setzte sich von Breslau aus ein Heerhaufe, aus kleinen Contingenten, zu denen ganz Schlesien beigeheuert, zusammen-gesetzt resp. zusammengewürfelt, unter des Bischofs Oberbefehl gegen Liegnitz hin in Bewegung. Doch der Pöbel, die Stadt zu überrennen, mißlang, Herzog Heinrich zeigte sich zur Gegenwehr entschlossen und hatte die Liegnitzer Bürgerwehr, die immer in einem gewissen Gegenfaze zu dem Ubel des Landes gestanden hatte, nicht ohne Erfolg zu standhaftem Ausbarren zu begeistern gesucht, im Lager der Belagerer bei Beckern herrschte die Besorgniß, der Herzog habe reichlichen Zugang aus Polen erhalten, und recht wenig kriegerischer Eifer, so daß auf das Geheiß hin, „der Bauer“ (wie man den Herzog wegen seiner Neigung, seine Anstalt liberal durch Trommschall kundzugeben, benamset hatte) unternehme einen Ausfall, das Belagerungsheer schon in wilde Flucht sich aufzulösen begann. Trotzdem wendete sich schnell das Blatt. Heinrich mochte sich doch nicht ganz gütlichen Verhandlungen verschlagen; als dann die kaiserlichen Commissare der Bürgerwehr mit Versprechungen und Drohungen zusetzten, ward diese schwankend, und ohne Blutvergießen endete schließlich der sogenannte „Liegnitzer Butterkrieg“ damit, daß Heinrich sich unterwarf und den Kaiser zu stellen gelobte. Als er dies that, ward er im Januar 1582 zu Prag in Haft genommen, um dann nach Breslau geführt zu werden. Dort fand er dann Ruhe, in der kaiserlichen Burg ganz wie weiland sein Vater über den Wechsel der irdischen Dinge längere Zeit nachzudenken. 1585 mußte er zu entkommen, indem er zur Pestzeit seinem Wächter als Präservativ gegen die Krankheit übermäßig Schnaps zu trinken gab, und gelangte über die Ober nach Polen, wo er dann noch einige Jahre abenterte, bis er 1587 in Krakau seinen Tod fand. Dem Keher weigerte die dortige Geistlichkeit einen Antheil an geweihter Erde, aber die Kunst der Weisgerber, unter denen sich viele Deutsche und speciell auch einige Liegnitzer befanden, bewogen durch eine Gelbsumme Beitelmünde, dem Sarge des viel umbergetriebenen Fürsten einen Platz in einer Kapelle ihrer Kirche einzuräumen, die nachmals vermauert ward.

Spiele und Denkaufgaben.

Kreuz-Räthsel von Victoria Schröder.



Nebenstehendes Quadrat soll so ausgefüllt werden, daß die wagrechten Reihen, jedoch in anderer Ordnung, ergeben: eine Blume, einen Fluß in Amerika, einen männlichen Namen, ein Königreich, ein Gewicht, eine Waffe im Plural, einen Giftstoff.

Homonym von H. Michael.

Nicht gern läßt Jemand sich's gefallen,
jedoch entzückt's bei Nachtigallen,
Und ist bei Ahren auch beliebt,
Woll's laut vernehmlich Zeit angeht.

Permutations-Aufgabe von B. Brunken.

Durch Umstellung der Buchstaben ist zu bilden aus:

1. Ouego Nips, eine Stadt in Asien,
2. Regent Bug, ein bekannter Erfinder,
3. Neger Ubr, eine französische Provinz,
4. Norm Anna, ein Fluß in Amerika,
5. Lenz Hans Mal, ein Schlachtort,
6. Lima Dan, eine Stadt in Italien,
7. Ehe Kap Raffe, ein englischer Dichter,
8. Reife Bangen, ein Land in Afrika,
9. Richter Dese, ein europäisches Reich,
10. Rom Gut Post, eine Stadt in England.

Permutations-Aufgabe von Ed. Hartmann.

Weier, Heil, Dielen, Seil, human, Trieb, Wehl, Haut, Altar, Fleisch, Zeile, Klein, Roth, Weile, Adern, Sieger, Rauch, Laub.

Durch Versetzen der Buchstaben ist aus jedem der Worte ein anders lautendes Wort zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Sprichwort ergeben.

Metamorphosen-Aufgabe von H. Stabenow.



Die obige Metamorphosenaufgabe verlangt die stufenweise Verwandlung des Wortes „Buch“ in die sechs Wörter „Taub“, „Luchs“, „Zolz“, „Blut“, „Vern“, „Wachs“. Die Verränderung darf stets nur einen Buchstaben betreffen, und zwar geschieht dies, indem man einen Buchstaben fortläßt (z. B. Glaube, Laube, Laub) oder hinzufügt (z. B. Eis, Heis, Weis) oder einen Buchstaben durch einen anderen ersetzt (z. B. A. Hoff, Rest, Rest). Umstellen der Buchstaben ist nicht gestattet. Zulässig sind Hauptwörter und Eigenschaftswörter in der Grundform.

Lösung der Aufgaben in Nummer 25.

Des Reithmograph von Ed. Hartmann:

A
A I m
L e i t b e
U c k e l o l
A l b o r t i n a
P a w l o w i t s c h
P a r a d i s v o g e l
G o e r t l u i d v o n b u r g
A l t e r w e i b e r a o m m e r
S c h n o c k e n b o r g e r
B u e y e r s c h u l o
H o y e r s w e r d a
P o t r o l o u m
S i e m a s
I s m a l
P e t

Des Räffelsprungs von Kryspin:

Liebschaften, Wein und Veten muß die Einen
Berstren, Luxus und das Haus noch mehr;
Nach Andie laufen fort und haben keinen
Gewinn, doch den Verlust von ihrer Ehre;
Fast nichts wird als Verbesserung erscheinen,
Als ob ihr Loos stets ein verfluchtes wäre
Von dem Palast bis zu den Armuts-Ställen!
Die Schlimmsten schreiben gar aus Buch Novellen!
Doch jetzt genug davon. Ich muß gehen,
Ich bleibe hier nicht immer bei der Stange!
Ich lasse meinen Gelden ruhig gehn,
Ich spreche mit mir selber schon zu lange
(Aus Byron's „Don Juan“.)

Des klassischen Citaten-Räffels von M. Kiewiesek:

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?“ (Goethe.)

Des Wortbibl-Räffels von J. Pache:

Umgang bildet den Menschen.

Des dreifarbigen Räffels von H. Schulheim: Rubinstein.

Des Logograph von H. von Schulheim: Sprutte, Protekt.

Des Räffels von A. Sczygiol (nicht Sczygiobj):

Rangel, Angel.

Correspondenz.

Jul. Ed. Tauben gehören, selbst wenn sie in fremde Netze einfallen, nicht zu den jagdbaren Thieren. Die Verfolgung einer jähren Taube, welche einer Person gehört und von ihren Ausflügen in ihren Schlag zurückzuführen Pflicht auf dem Felde, ist nach einem Urtheil des Reichsgerichts, III. Strafsenat, vom 11. Juni 1885 nur dann als Diebstahl zu betrachten, wenn der Jäger gewußt hat, daß die Taube eine jähre, in fremdem Eigenthum befindliche ist. In Bezug auf den speziellen Anstoßfall ertheilt das Reichsgericht: Der Gegenstand von „jagdbaren Thieren“ sind nicht jagdbare Thiere. * h. ebensowohl diejenigen in Niemandes Eigenthum stehenden Thiere, welche dem Jäger nicht, nicht dem ausschließlichen Occupationsrecht des Jägerberechtigten unterliegen, wie die in individuellem Eigenthum und Besitz befindlichen Thiere, welche weder Object der Jagdberechtigung noch des freien Occupationsrechts sind. Trotz des Beweises, die fragliche Taube sei „nicht jagdbar“, konnte Angeklagter glauben, es handle sich um eine herrenlose, Niemandem angehörige Taube, deren Verfolgung daher auch Niemandes Eigenthum verletze und nur insofern unterworfen sei, als sie keinen Ausfluß seines Jagdrechts darstelle. * Also noch wie vor haben Sie nicht nötig, fremde Tauben aus Ihren Netzen zu dulden, sondern dürfen dieselben auf jede Weise unangetastet machen, nur müssen Sie, wenn Ihnen der Gegenstand bekannt ist, die erlegten an denselben abliefern.

Ed. Hartmann, Berlin. Können Dank!

Junges Umland in W.-or. Vielleicht gediehen die „Neuen Vorklischen Hefen“ (Herausgeber Hr. A. Wehenberger und S. Otto in Mainz) Ihren lehrreichen „Beziehungen“ Aufnahme, doch wird dies wohl nicht sofort geschehen. Wir können Ihnen darüber davon machen.

Hans G. Kraus, in Eger? Wollen Sie und gefälligst Ihre für die Post genaue Adresse mittheilen.

Zoroth, W.-samb in S. Für uns ungenügend. Steht zu Ihrer Disposition.

H. König in W. Ihre Vorklagen sind am 9. März hier eingegangen und am 20. Februar mit Gehalt der Einkündigungen!

A. W. in, Philippopol. Willst du kann Ihnen Herr G. Siegel, Verlagsbuchhändler, New-Jork, ein lautes Gaus angeben.

A. Zemann. Deutsch Deiner Worte kann ich Jeder ganz oder zum Theil nach Belieben nachdrucken, ohne sich wegen Anstoßes befürchten zu müssen. Die Staatspolizei hat aber stets ein Verbot,recht in Bezug auf den Ausdruck einzelner Theile.

Unberechtigter Nachdruck aus dem gesammten Inhalte dieses Blattes ist untersagt; Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalt: Um Mitternacht. Novelle von Hebe Ströyer. (Schluß). - Bilder aus dem Böhmerwalde. Von H. Reiff. (Mit Illustrationen). - Für Blumenfreunde - Nebelstern. Kriminal-Novelle von Julius Mopsat. (Schluß). - Neue Bilder aus dem Böhmerwalde. Von H. Reiff. (Illustration). - Erzählung (Mit Illustration). - Cheheretische Weinorten. Mittheilung von George Zullig. (Fortsetzung). - Aus Herz und Leben. Von 13 d. Bl. - Spiele und Denkaufgaben: Räthsel. - Correspondenz.